

FKW // ZEITSCHRIFT FÜR GESCHLECHTERFORSCHUNG UND VISUELLE KULTUR

NR. 60 // JULI 2016



RISKANTE VERSPRECHEN: ERFOLG UND SCHEITERN IN DER VORMODERNE

FKW //

NR. 60 // JULI 2016

RISKANTE VERSPRECHEN: ERFOLG UND SCHEITERN IN DER VORMODERNE

003–004 // **FKW-Redaktion**

EDITORIAL

005–011 // **Eva Brugger / Maike Christadler**

EINLEITUNG

ARTIKEL

012–029 // **Ulla Kypta**

SMARTE UNTERNEHMER, AUSGEGRENZTE VERSAGER: PRODUKTIVES SCHEITERN IM 15. JAHRHUNDERT?

030–041 // **Tina Asmussen**

GLÜCK AUF! FORTUNA UND RISIKO IM FRÜHNEUZEITLICHEN BERGBAU

042–050 // **Anna Becker**

FORTUNA ODER DIE UMSTÄNDE VON ERFOLG UND SCHEITERN IN DER POLITISCHEN THEORIE DER VORMODERNE

051–070 // **Sonia Calvi**

VERHEISSUNGSVOLLE BERICHTE UND SUGGESTIVE KARTEN: DIE ENGLISCHEN UND NIEDERLÄNDISCHEN NORDOSTPASSAGEN-EXPEDITIONEN DES 16. JAHRHUNDERTS ZWISCHEN ERFOLG UND SCHEITERN

071–087 // **Eva Brugger**

RISKANTE PROJEKTE? ÖKONOMISCHE PRAKTIKEN UND MOBILITÄT VON HÄNDLERINNEN IN DER KOLONIE NEW NETHERLAND

088–098 // **Isabelle Schürch**

VON REITERN UND SCHEITERN – VISUELLE ORDNUNG, POLITISCHE FIGUR UND REITERLICHE PRAXIS IN DER FRÜHEN NEUZEIT

EDITION

099 // **Bettina van Haaren**

BLASENSCHIEBEN

100–104 // **Maike Christadler**

BLASEN ZUM SPRECHEN BRINGEN. ZUR EDITION VON BETTINA VAN HAAREN

EDITORIAL

Liebe Freund_innen von FKW,

die vorliegende Ausgabe von FKW ist in zweierlei Hinsicht 'geschichtsträchtig': Die Zeitschrift hat inzwischen selbst eine bemerkenswerte Geschichte. Sie wurde 1986 gegründet und macht damit seit 30 Jahren Politik für eine kritische Geschlechterforschung im Feld des Visuellen! Vielen Dank an unsere schreibenden und lesenden Mit-Denker_innen. Und die vorliegende Nummer 60 ist ein Ausflug in die Geschichte. Und aus diesem Anlass verschiebt der Themenschwerpunkt die Perspektive der Zeitschrift gleich doppelt: Wir bewegen uns von Fragen zeitgenössischer visueller Kultur weg und nehmen mit der Frühen Neuzeit eine Epoche in den Blick, von der lange behauptet wurde, in ihr habe die Moderne begonnen. Wir richten unsere Aufmerksamkeit vor allem auf historische Prozesse, Handlungen, Beziehungen und Vorstellungen, die zum Teil über visuelles Material gefasst, die aber auch von anderen Quellengattungen ergänzt werden: durch Briefe, Reiseberichte, Traktatliteratur. Dieses ‚Wildern‘ in der Geschichte verdankt sich einer Arbeitsgruppe an der Uni Basel. Als ‚akademischer Nachwuchs‘ sind wir zugleich fasziniert und befremdet von der Konjunktur des Scheiterns: Fasziniert sehen wir die Chance, die dem Versprechen des Neuanfangs nach einem Scheitern innewohnt; befremdlich finden wir, dass das Risiko des Scheiterns seiner Dramatik entleert und nur mehr eine Station auf dem diskursiven Weg zum Erfolg geworden ist. Aber dort, wo Diskurse besonders dominant werden, ist es mit Foucault sinnvoll, sie auf ihre Funktionen hin zu befragen. Wir nehmen also den aktuellen Hype ums Scheitern zum Anlass, den Begriff und das Phänomen ein Stück weit zu historisieren: Seit wann wird überhaupt von Scheitern gesprochen und wer tut es? Was bedeutet Scheitern in der Frühen Neuzeit, mit welchen Bildern und Vorstellungen ist es verbunden? Welcher Wert wird ihm zugeschrieben und wie ist dieser Wert gegendert? Umgekehrt haben wir uns aber auch dafür interessiert, was unsere Aufmerksamkeit auf das Scheitern zur Beschreibung und Analyse der historischen Epoche beitragen kann. So ist eine ‚Geschichts‘-Nummer entstanden, die der Linie von FKW treu bleibt, aktuelle Debatten ideologiekritisch zu reflektieren.

Wir bedanken uns bei den Autorinnen, die in FKW einen Ort gesehen haben, ihre Überlegungen zu publizieren, und wir bedanken uns bei Bettina van Haaren, die uns den Linolschnitt *Blasenschieben* als Edition überlassen hat. Die Arbeit ist das Symbol einer zeitgenössischen Konzeption von ‚Scheitern‘: Es ist der Versuch, in einer quasi-apatropäischen Handlung das Scheitern immer weiter zu verschieben – und es damit in der kreativen Produktivität zu bannen.

Die kommende Ausgabe widmet sich unter dem Titel *Dated Formats Now! Back to the Past by Way of the Future? Media Historicity, Materiality and the Politics of Representation* einer kritischen Historisierung des ‚Material Turn‘. Das von Kristina Pia Hofer und Marietta Kesting edierte Heft versammelt Beiträge, die politische Potentialität von Materialitäten in audiovisuellen Medien, Archiven sowie mediale Geschichte ausstellenden Installationen der Gegenwartskunst erkunden und versuchen, diese mit Erkenntnissen / Ansätzen feministischer und queerer Repräsentationstheorie kurz zu schließen.

Zu guter Letzt gibt es nochmals zwei Personalien: Das Redaktionsteam bedauert sehr, dass Silke Büttner ausscheidet. Wir danken ihr sehr herzlich für Ihre hervorragende Arbeit und wünschen viel Erfolg und Vergnügen bei ihren weiteren Tätigkeiten. Außerdem freuen wir uns, dass Anja Herrmann zu uns gestoßen ist. Sie wird sich dem Publikum bald mit einer Ausgabe zu ‚fat studies‘ vorstellen.

EINLEITUNG // **RISKANTE VERSPRECHEN. SCHEITERN IN DER VORMODERNE**

„Princeton-Professor, 36, Gescheitert“ – Mit dieser Schlagzeile betitelt das Campus Magazin der ZEIT im Mai 2016 auf seiner Webseite ein Interview mit einem jungen Akademiker, der eigentlich alle Charakteristika einer geläufigen Erfolgs- wenn nicht sogar Überfliegerbiographie aufweist (<http://www.zeit.de/campus/2016-05/cv-of-failures-johannes-haushofer-professor-princeton-scheitern>, 11. Mai 2016): Doch der Psychologe und Ökonom Johannes Haushofer wollte für einmal das in den Vordergrund stellen, was gemeinhin in einer akademischen Biographie verschwiegen wird und hat Ende April seinen „CV of failures“ ins Netz gestellt (https://www.princeton.edu/~joha/Johannes_Haushofer_CV_of_Failures.pdf, 11. Mai 2016). Auch er hat Stipendien, Stellen, Forschungsgelder und Drittmittel manchmal nicht zugesprochen bekommen. Haushofer gibt sich überwältigt von der positiven Resonanz, ist aber auch überrascht, denn schließlich erreichte sein Scheitern weit mehr öffentliche Aufmerksamkeit als normalerweise seine Forschung.

— Wer an der Einleitung zu einem Heft über das Scheitern sitzt, liest dankbar über Haushofers Initiative und deren internationale Resonanz. Der Fall des jungen und aufstrebenden Professors, der seine beruflichen Niederlagen und Tiefschläge in den Vordergrund stellt und mit dem CV in eine mediale Ordnung übersetzt, die eigentlich zur Sichtbarmachung einer erfolgreichen (akademischen) Karriere dient, zeigt die Charakteristika sowie die Instrumentalisierung des Scheiterns in der aktuellen Debatte auf. Ein wichtiges Momentum in Haushofers CV liegt sicher darin, dass er von „failures“ im Plural sprechen kann (was das Deutsche verunmöglicht!) – was auf die Vielgestaltigkeit des Scheiterns verweist, aber auch ein Hinweis auf die inflationäre Nutzung des Konzepts ‚Scheitern‘ ist. Dieses Zitieren des Scheiterns führt paradoxerweise dazu, seine Sprecherposition als erfolgreicher Wissenschaftler zu autorisieren und macht den CV geradezu zu einer Verkörperung des Slogans vom „Erfolg durch Scheitern“. Scheitern ist also eine Frage der Definition und der Perspektive.

— Blicken wir auf das Scheitern der Anderen stellt sich vielleicht ein gewisses voyeuristisches Begehren und eine insgeheime Erleichterung ein, dass auch bei den Reichen, Schönen und Erfolgreichen nicht immer alles glatt läuft. Jedenfalls ist Scheitern omnipräsent und ökonomisch ausgesprochen erfolgreich: Ratgeber- und

Managementliteratur führt die Bestsellerlisten an und zeigt, dass sich das Risiko zu scheitern produktiv machen und aus Ängsten Kapital schlagen lässt. Insofern gehört das Scheitern wesentlich zu den Wirtschafts- und Finanzkrisen der letzten Jahrzehnte, die mit einer eindrucksvollen Ökonomisierung aller Lebensbereiche einhergegangen sind. Zugleich ist gemäß der ZEIT Deutschland das Land, in dem Misserfolge und Niederlagen besonders geächtet und Leistungs- und Erfolgsdruck besonders hoch seien (*www.zeit.de/zeit-wissen/2013/04/kunst-scheitern-fehler-machen*, 20. Mai 2016): Scheitern ist in diesem Kontext ein sozial geächtetes Versagen. Und dennoch. Der Artikel fährt fort mit der Beschreibung von Lebensläufen, die nach einem Scheitern eine Wendung zum Besseren genommen haben. Nach demselben Prinzip hat die FAS ihre Serie zu den „Wendepunkten“ konstruiert (*http://www.faz.net/aktuell/beruf-chance/arbeitswelt/umgang-mit-dem-scheitern-es-lebe-der-misserfolg-13862562.html*, 20. Mai 2016). Man kann in dieser öffentlichen Diskussion der Fabrikation eines Narrativs zusehen, das suggeriert, Scheitern ginge immer mit Erfolg einher. Doch trotz der massenhaften Verbreitung dieser Behauptung, werden Scheitern und Erfolg immer stärker individualisiert. Folgende Aspekte des Scheiterns greifen somit ineinander und verleihen ihm seine aktuell so eindruckliche und populäre Gestalt:

SCHIEDERN ALS BIOGRAPHISCHES NARRATIV DER SELBST-OP- TIMIERUNG —

Der Einzelne (es sind auffällig viele Männer) scheidert in seinen Beziehungen, seiner Berufswahl, seinen Anlagestrategien und in der Kindererziehung. Er scheidert politisch, wirtschaftlich, künstlerisch oder persönlich. Die Produktivität des Scheiterns liegt darin, dass die Biographien des Gescheiterten im Rückblick öffentlich gemacht und inszeniert werden. Niederlagen, Verluste und Tiefschläge werden auf diese Weise zum narrativen Ursprung von Erfolgsbiographien, die das Scheitern als Instrument der Selbst-Optimierung einsetzen. Doch in der Zuschreibung des Scheiterns liegt auch die Zuweisung von Schuld: Wenn beim Leser der Erfolgsbiographie das Scheitern partout keinen Erfolg zeitigen will, so liegt es allein an ihm.

PARADOXON DES SCHIEDERNS —

Die Produktivität des Scheiterns gilt nicht nur für individuelle Biographien. Vielmehr führt die Medialisierung und Vermarktung des Scheiterns auch für Unternehmen und Institutionen zu Erfolgsgeschichten, die rückblickend und im Zeichen des Scheiterns produziert werden. Scheitern wird

auf diese Weise quasi zu einer Grundbedingung aktuellen Unternehmertums stilisiert. Paradoxerweise wird über diese Erzählungen das Vertrauen in Personen, Unternehmen und Institutionen gerade an deren Fehlbarkeit gebunden. Einer Akteursbiographie – unabhängig davon, ob sie sich auf ein „unternehmerisches Selbst“ (Bröckling 2007), eine Firma, eine Partei oder eine zwischenmenschliche Beziehung bezieht – die ohne Niederlagen und Tiefschläge auskommt, die nicht aus einem finanziellen und/oder existentiellen Scherbenhaufen heraus emergiert, steht die Allgemeinheit kritisch bis ablehnend gegenüber. Die (ehemals) Gescheiterten können also durchaus als Subversion der Selfmade-Geschichten verstanden werden, die die lineare Erzählung, die aus Tellerwäschern Millionäre macht, durchbricht und mit (konjunkturellen) Schwankungen versieht. Unter dieser Perspektive ist es wichtig, dass Scheitern eine Zuschreibung ist, die rückblickend beobachtet und reflektiert wird. Erfolg, Glück und Zufriedenheit sind aus dieser Perspektive also immer diejenigen Bestandteile des Scheiterns, die sich *künftig* einstellen oder zurückkehren werden. Im Scheitern schwingt – anders formuliert – immer auch ein Versprechen mit.

SCHEITERN ALS RISKANTES VERSPRECHEN — Indem Viele rückblickend von der Überwindung ihrer Niederlagen und Tiefschläge berichten, ist dem Scheitern immer ein Versprechen auf bessere Zeiten, auf Wohlstand, Ansehen und Erfolg eingeschrieben. Die öffentlichen Beichten lassen sich also auch als Vorbilder und Exempel lesen, wie sich (aus einer noch aussichtsloseren Situation als der des Lesers/Beobachters) das Glück zum Besseren wendete. Vergangenes Scheitern Anderer verlockt die Beobachter dazu, selbst Risiken einzugehen. Die riskanten Versprechen lassen sich daher als Imagination eines Neuanfangs präzisieren, die finanzielle, ökonomische und persönliche Gefahren überlagert. Die Produktivität des Scheiterns liegt in ihrem Handel mit „zukünftigen Gegenwarten“ (Luhmann). Also in dem Versprechen auf künftige Besserung. Das Risiko zu Scheitern und das Versprechen auf Erfolg gehen so eine Verbindung ein, in der soziale und ökonomische Interessen mit individuellen Gefühlen von Faszination und Angst verschwimmen.

HISTORISIERUNG — Die mediale Aufruhr, die das Scheitern jüngst verursacht und die Versprechen des Scheiterns, die ihm in der aktuellen Debatte zugeschrieben werden, sind Grund genug, das Phänomen historisch zu beleuchten. Dabei stellt sich die Frage v.a. nach den Formen und nach der Wahrnehmung des Scheiterns in

der Vormoderne. Mit *Scheitern*, *Risiko* und *Versprechen* sind dabei Themenfelder aufgerufen, die in der kultur- und wirtschaftshistorischen Forschung der vergangenen Jahre vermehrt auf Resonanz stießen und in den vorliegenden Beiträgen verschränkt werden: Aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive scheinen sich im Scheitern mit der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte zwei Forschungsrichtungen zu verbinden, deren Vereinbarkeit seit Jahren kontrovers diskutiert wird (Berghoff/Vogel 2004, Tanner 2004, Hilgers/Landwehr 2011, Landwehr 2011, Dejung/Dommann/Speich Chassé 2014). Die Auseinandersetzung mit dem Scheitern dient nicht nur der Beschreibung postmoderner/postindustrieller Gesellschaften, sondern wird vielmehr zum Narrativ einer Geschichtswissenschaft, die die „dunkle Seite“ der „Geschichte des Fortschritts“ in den Blick nehmen will (Krajewski 2004: 7). Erst in jüngerer Zeit hinterlässt die Konjunktur des Scheiterns ihre Spuren auch vereinzelt in der wirtschafts- und kulturwissenschaftlich orientierten Frühneuzeitforschung. In epochenübergreifenden Sammelbänden werden die vormodernen Beiträge meist mit der Aufgabe betraut, zunächst einmal zu überprüfen, ob die Kategorien des Ökonomischen auch für das vorkapitalistische Zeitalter anwendbar sind (Dejung / Dommann / Speich Chassé 2014: 10). Unter dem Titel „Fiasko. Scheitern in der Frühen Neuzeit. Beiträge zur Kulturgeschichte des Misserfolges“ erschien 2015 ein Sammelband, der betont, dass Scheitern stets zwingend existentiell sein müsse und über Zuschreibungen wie Rückschläge oder verzeihliche Fehler hinausgehe (Brakensiek/Claridge 2015). Diese erste, interdisziplinäre Zusammenstellung von Beiträgen zum Scheitern in der Vormoderne war längst überfällig, auch wenn sie eher Fallbeispiele versammelt als eine systematische Auseinandersetzung mit der Begrifflichkeit bietet. Die Produktivität des Scheiterns und die Risiken von Versprechen spielen nur eine untergeordnete Rolle. Hier lohnt ein Blick in die Forschung zum Risiko. 2014 erschien ein *Traverse*-Heft zum Thema, das sich systematisch mit der Begriffsgeschichte, der Literatur und einzelnen Beiträgen befasst (*Traverse* 2014/3). Im Editorial wird deutlich, dass Scheitern immer auch als drohende Gefahr verstanden werden kann. Risiko wird dann zwischen der Gefahr zu scheitern und dem Begehren nach Gewinn vermeintlich berechenbar (Asmussen/Condorelli/Krämer 2014).

GLÜCK, HOFFNUNG, RISIKO: VERSPRECHEN DES SCHEITERNS IN DER VORMODERNE — Fast scheint die Idee des Scheiterns als Versprechen auf einen Neuanfang auf vormoderne Vorstellungen

von zyklischen Entwicklungen zu verweisen, die im Bild der Göttin Fortuna auf dem Schicksalsrad gefasst sind. Lang war dieses ewige Auf und Ab von Glück und Unglück als allein göttliche Fügung verstanden worden und auch die Renaissance sieht Fortuna als göttliche Macht. Aber nach Machiavelli (1449-1516) kann der Mensch mit Intelligenz und Tugendhaftigkeit auf sein Schicksal einwirken – und da Fortuna eine (verführerische) Frau ist, helfen gelegentlich auch Schläge und Fusstritte, um sie zu manipulieren (Anna Becker). Die Entstehung der ersten Versicherungen (vor allem im Seehandel) zeugt so von lobenswerter Vorsicht, während das physische Züchtigen der Frau Fortuna die Tatkraft des Unternehmers symbolisiert. Im Bild der Fortuna wird das Versprechen der Ökonomie auf (finanziellen) Erfolg mit den körperlichen Verlockungen und der gefährlichen Unbeständigkeit von Weiblichkeit verbunden – die eben auch für den Reiz des Risikos steht (Tina Asmussen). Auf diese Weise begleitet die Fortuna die Veränderungen und Kontinuitäten der Frühen Neuzeit. Spätestens am Ende der Epoche bindet die Figur der Lady Credit Geld, Spiel, Glück, Verlockung, Risiko und Scheitern im Bild der Frau zusammen und gibt damit dem Scheitern im Finanzgeschäft des 19. Jahrhunderts eine ganz eigene kulturelle Bedeutung (Stähli 2007).

—— Scheitern in der Vormoderne ist ein futurisches Scheitern, das zugleich als Verführung und als permanente Drohung wahrgenommen wird. Beide Facetten, das Versprechen und der Versuch, das Risiko zu minimieren, dynamisieren das ökonomische Handeln und gestatten es, Scheitern als produktiv zu verstehen. So bringt die Vormoderne neue ökonomische Formen wie Projekte, Aktiengesellschaften und Handelsvereinigungen hervor, von denen unter bestimmten Bedingungen auch Frauen profitieren. So zählen die Händlerinnen New Netherlands zu Beginn des 17. Jahrhunderts zu den Herausforderinnen ihrer Fortuna, wenn sie ein hohes persönliches und ökonomisches Risiko auf sich nehmen, Waren zwischen Europa, Asien und Amerika umschlagen – und so zum Teil keine unbeträchtlichen ‚fortunes‘ anhäufen (Eva Brugger).

—— Zyklische Zeitvorstellungen sind ohne große Reibungen mit unserer Konzeption von Scheitern kompatibel. Aber dort, wo wir nach der vormodernen (Selbst)wahrnehmung von Scheitern fragen, ist die Sache komplizierter. So ist die Suche nach einer schiffbaren Nordostpassage, die eine direkte Verbindung zwischen Europa und den verlockenden und gewinnträchtigen Handelszentren in Asien versprach, nur in unserem gegenwärtigen Sinne gescheitert – bleibt doch das Nordmeer bis heute undurchquerbar. Und doch scheint

im Selbstverständnis der Zeitgenossen der Weg das Ziel gewesen zu sein: Anstatt der Passage brachten die Expeditionen Erfahrungen, Wissen und Texte zurück, die aus einem fehlgeschlagenen Versuch nationale Repräsentationsmedien hervortreten ließen (Sonia Calvi). Auch der lübecksche Kaufmann Hildebrand Veckinchusen hat seine aussichtslose Lage im Schuldturm von Brügge keineswegs als ein Scheitern wahrgenommen – das war vielmehr die Perspektive seiner Geschäftspartner, die ihm kein Geld mehr leihen wollten (Ulla Kypta). Beim Scheitern, so wird hier einmal mehr deutlich, handelt es sich um Zuschreibungen, die vielfältigen Interessen folgen.

—— Auch im Kontext der in der Renaissance entstehenden Biographik wird gescheitert. In Giorgio Vasaris Viten scheitert Francesco Francia an seiner künstlerischen Unvollkommenheit, Andrea Castagno an seinem cholerischen Temperament, Pontormo an seiner manischen Selbstbespiegelung. Vasaris Künstler scheitern also an sozialer Inkompatibilität, Melancholie und anderen Charaktereigenschaften. Das moderne kunstgeschichtliche Narrativ jedoch, verlagert im Lichte der Genie-Konzeption das künstlerische Scheitern aus der Gesellschaft ins Individuum: Aus einem Ungenügen gegenüber sozialen Ansprüchen wird ein Scheitern an den eigenen Ansprüchen, die so unterschiedliche Motive wie Begehren nach Ruhm, nach ästhetischer Perfektion, nach wirksamer Kommunikation haben können (und ebenfalls sozial induziert sind, aber das Selbst des Künstlers in Frage stellen). Trotz seiner sozialen und identitären Bedrohlichkeit nutzen Künstler_innen das Narrativ des Scheiterns als produktives Spielfeld der künstlerischen (Selbst)Ironie (Coring et al. 2003) – was auch in unserer Edition von Bettina van Haaren spürbar wird.

—— In der Moderne kann Scheitern also eine subjektive (Selbst) Wahrnehmung sein, die aber immer auch auf gesellschaftlich etablierten Narrativen basiert. Fast scheint es eine Interdependenz zu geben von externem (oft voyeuristisch motivierten) Beobachten von Scheitern/Scheiternden und dem – inszenierten oder tatsächlichen – Selbst-Scheitern, das zugleich als Erfolgsstrategie verkauft werden und trotzdem existentiell sein kann (vgl. die Kunstaktion von Jan Bas Alder, in Gassner/Kölle 2013).

—— Bezieht man den Betrachter/Beobachter als Konstituens des Scheiterns mit ein, öffnen sich weitere Perspektiven: In welchem Moment kann eine Repräsentationsstrategie scheitern? Die kühne Aneignung des Motivs des Herrschers auf dem steigenden Pferd, die Christina von Schweden zur visuellen Inszenierung ihres Regentenschaftsanspruchs vollzieht, wirft Fragen nach der Übertragbarkeit

von Hohheitsformeln auf, wenn sich das Geschlecht der Dargestellten verändert. Aber auch generell fragt Isabell Schürch in ihrem Beitrag nach der Leistungsfähigkeit von Bildmodellen, die potentiell eine praktische Kehrseite haben: was, wenn die Reiter_in vom Pferd fällt? Repräsentationsstrategien werden vor dem Hintergrund des möglichen Scheiterns nur über eine Mitarbeit des Beobachters/Betrachters (prekär) gesichert.

_____ Diese Facetten des Scheiterns, seine Dynamisierungen des individuellen und kollektiven Handelns und seine Repräsentationen stehen im Zentrum der folgenden Beiträge.

// Literatur

Asmussen, Tina / Condorelli, Stefano / Krämer, Daniel (2014): Risiko! Editorial – Risiko! Editorial, in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte – Revue d'histoire* 3, S. 14–19

Berghoff, Hartmut / Vogel, Hartmut (Hg.) (2004): Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivenwechsels. Frankfurt am Main, Campus

Brakensiek, Stefan / Claridge, Claudia (Hg.) (2015): Fiasko: Scheitern in der Frühen Neuzeit. Beiträge zur Kulturgeschichte des Misserfolges. Bielefeld, transcript

Brückling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main, Suhrkamp

Coring, Christine / Isaak, Sevgi / Mayrhofer, Nina / Möckel, Herbert / Peszig, Peter / Scerer, Tanja / Schmitt, Heike (2003) (Hg.): Sch – Das Buch des Scheiterns. Berlin, taz-Verlag

Dejung, Christoph / Dommann, Monika / Speich Chassé, Daniel (Hg.) (2014):

Auf der Suche nach der Ökonomie. Historische Annäherung. Tübingen, Mohr Siebeck

Krajewski, Markus (2004): Über Projekttemacherei. Eine Einleitung, in: Ders. (Hg.), *Projekttemacher*. Berlin, Kadmos, S. 7–28

Gassner, Hubertus / Kölle, Brigitte (2013) (Hg.): Besser Scheitern. Ausst.Kat. Hamburger Kunsthalle

Hilgers, Susanne / Landwehr, Achim (2011): Zur Einführung. *Wirtschaft – Kultur – Geschichte. Stationen einer Annäherung*. In: dies. (Hg.): *Wirtschaft – Kultur – Geschichte. Positionen und Perspektiven*. Stuttgart, Steiner, S. 7–26

Kleiner, Stephanie / Suter, Robert (Hg.) (2105): Konzepte von Glück und Erfolg in der Ratgeberliteratur (1900–1940) – Berlin, Neofelis

Landwehr, Achim (2011): *Wirtschaft – Kultur – Geschichte. Positionen und Perspektiven*, in: Susanne Hilgers, ders. (Hg.): *Wirtschaft – Kultur – Geschichte. Positionen und Perspektiven*. Stuttgart, Steiner, S. 175–184

Stäheli, Urs (2007): Spektakuläre Spekulationen. *Das Populäre der Ökonomie*. Frankfurt am Main, Suhrkamp

Tanner, Jakob (2004): Die ökonomische Handlungstheorie vor der „kulturalistischen Wende“? Perspektiven einer interdisziplinären Diskussion. In: Berghoff, Hartmut / Vogel, Jakob (Hg.): *Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivenwechsels*. Frankfurt, Campus, S. 69–98

// FKW WIRD GEFÖRDERT DURCH DAS MARIANN STEEGMANN INSTITUT UND DAS INSTITUTE FOR CULTURAL STUDIES IN THE ARTS DER ZÜRCHER HOCHSCHULE DER KÜNSTE

// REDAKTION // SIGRID ADORF / KERSTIN BRANDES / SILKE BÜTTNER / MAIKE CHRISTADLER

// HILDEGARD FRÜBIS / EDITH FUTSCHER / KATHRIN HEINZ / ANJA HERRMANN / KRISTINA PIA

HOFER / MARIANNE KOOS / KEA WIENAND / ANJA ZIMMERMANN // WWW.FKW-JOURNAL.DE

SMARTE UNTERNEHMER, AUSGEGRENZTE VERSAGER: PRODUKTIVES SCHEITERN IM 15. JAHRHUNDERT?

Wenn heute über die positive Kraft des Scheiterns berichtet wird, dienen oft Menschen aus der Wirtschaft als Beispiele: In so genannten Fuck-up-Nights schildern Unternehmensgründer, wie viele Anläufe zunächst gescheitert sind, bevor sie nun mit Erfolg belohnt wurden. Der Ruhm des derzeitigen FDP-Vorsitzenden Christian Lindner beruht etwa zum großen Teil darauf, dass er in seiner Studienzeit ein Start-up für Internet-Avatare gründete, das in der Insolvenz endete. Wirtschaftliches Scheitern scheint geradezu die Vorbedingung zu sein für Unternehmergeist, Erfolg und Charisma. Wenn man Scheitern solchermaßen nicht automatisch negativ konnotiert, lässt sich ein neuer Blick auf Menschen gewinnen, die in der Geschichte als gescheitert gelten; zugleich kann der Perspektivwechsel von der heutigen in vergangene Zeiten den Blick auch auf die heutigen Debatten schärfen. Wenn man das Scheitern eines vormodernen Kaufmanns im Lichte der heutigen Debatten untersucht, zeigt sich zudem ein wichtiger Unterschied: Ein spätmittelalterlicher Kaufmann, der in seine Handelsnetzwerke eingebunden war, stand vor besonderen Problemen, weil er die Investoren für potenzielle neue Projekte unter seinen bisherigen Geschäftspartnern suchen musste. Daraus ergab sich eine andere Gruppendynamik als zwischen heutigen Kreditsuchern und Investoren. Diese Dynamik wird erst verständlich, wenn man das Scheitern nicht nur als ökonomisches, sondern auch als soziales Phänomen konzipiert.

— In diesem Beitrag soll deshalb ein Kaufmann im Mittelpunkt stehen, dessen Scheitern keinen Neuanfang bedingt hat, nämlich der hansische Kaufmann Hildebrand Veckinchusen (ca. 1365–1426). Er verbrachte seine letzten Lebensjahre im Schuldgefängnis im flämischen Brügge und starb kurz nach seiner Freilassung, ohne sein Scheitern mit neuen Geschäften produktiv gemacht zu haben. Im Lichte der aktuellen Diskussionen über das erfolgreiche Scheitern tritt eine bisher wenig beachtete Facette von Hildebrands Niedergang hervor: Er verhielt sich eigentlich genauso, wie die produktiv gescheiterten Erfolgstypen der Fuck-up-Nights es propagieren. Er ließ sich nicht entmutigen, entwickelte immer neue Ideen, plante immer neue Projekte, um wieder an Geld zu kommen und seine Schulden zu bezahlen. Trotzdem gelang ihm der Wiederaufstieg nicht. Eine Analyse von Hildebrands Geschichte verspricht

deshalb Erkenntnisse darüber, was ihm zum produktiven Scheitern fehlte. So lässt sich im Umkehrschluss genauer konturieren wie produktives Scheitern funktioniert(e): Wie die folgenden Analysen suggerieren, bedarf der Neuanfang des bewussten Eingeständnisses des eigenen Scheiterns. Die massenhaften Erzählungen vom erfolgreichen Scheitern verschleiern nur unzureichend die immer noch virulente Angst davor.

—— Hildebrands Scheitern kann man untersuchen, da seine Korrespondenz erhalten blieb.¹⁾ Die Briefe von seinen Geschäftspartnern und Verwandten und die Korrespondenz mit seiner Frau Margarethe, die mit den Kindern in Lübeck wohnte, eröffnen eine Perspektive gleichsam auf die inneren Mechanismen des Scheiterns.²⁾ Um diese genauer auszuleuchten, wird im Folgenden zunächst kurz Hildebrands Handelsgeschichte erzählt, die ihn ins Schuldgefängnis brachte. Auch als er im Schuldturm saß, plante Hildebrand weitere Projekte, um wieder an Geld zu kommen. Keines davon ließ sich verwirklichen, da er von der Gruppe seiner Freunde und Geschäftspartner kein Geld erhielt. Die Frage, warum er von seinen Freunden und Verwandten keine finanziellen Mittel vorgestreckt bekam, steht im Mittelpunkt des Beitrags, da sie eine neue Perspektive auch auf den heutigen Diskurs über das Scheitern ermöglicht, wie im letzten Teil des Aufsatzes skizziert wird.

GESCHEITERTE GESCHÄFTE? —— Hildebrand Veckinchusen wurde in Tartu im heutigen Estland geboren. Zusammen mit seinem Bruder Sivert, seinem engsten Geschäftspartner, zog er im Jahr 1400 nach Lübeck und nahm das dortige Bürgerrecht an (Asmussen 1999: 793–795). Zwei Jahre später siedelte Hildebrand mit seiner zweiten Frau Margarethe nach Brügge um, eine wichtige Handelsmetropole des 14. und frühen 15. Jahrhunderts, in der sich flämische, englische, französische, italienische, spanische und deutsche Kaufleute trafen, um Waren und Informationen auszutauschen, Kredite aufzunehmen und zurückzuzahlen (Murray 2005). Hildebrand beteiligte sich an diesem europäischen Handel: Er unterhielt Geschäftskontakte in seine Heimat Lübeck, zu Verwandten und Freunden nach Tartu, Tallinn, Riga, Danzig, Köln und bis nach Venedig (Noodt 2003).

—— Seine Geschäfte liefen mit wechselhaftem Erfolg. Er investierte viel Kapital in eine Handelsgesellschaft, die Rosenkränze, Bernstein, Pelze und Tuche nach Venedig importierte und im Gegenzug dort orientalische Gewürze einkaufte, außerdem verschiedene Zuckersorten, Brasilholz zur Gewinnung roten Farbstoffs, Weihrauch und

1)
Winterfeld vermutet, dass Hildebrands Sohn Hans, der Kaufmann in Tallinn war, Hildebrands Bücher und Briefe dorthin gebracht hatte, um einen Prozess gegen die Schuldner seines Vaters anzustrengen. Von diesem Prozess fehlt jedoch jede Spur (Winterfeld 1929: 80).

2)
Zitiert als: Nummer und Seite aus Veckinchusen (1921).

Alaun, ein Mittel zum Gerben, Färben und Beizen. Zunächst ließ sich der Handel der Venedischen Gesellschaft vielversprechend an. Eine erste Abrechnung im Jahr 1409 wies einen Gewinn von 12.445 Mark, elf Schillingen und sechs Pfennige lübischen Geldes aus (Kluge 2013: 36).³⁾ In den 1410er Jahren unterliefen den Gesellschaftern in Venedig jedoch einige Fehlspekulationen, beispielsweise boten sie zu viel Pelz an und ruinierten sich damit selbst die Preise (Irsigler 2009: 86). Hildebrand verspekulierte sich auch mit dem Plan eines Salzmonopols: Er hatte über seine weit gespannten Handelskontakte Informationen erhalten, die darauf hindeuteten, dass im Jahr 1420 kein Salz aus der Baye in der Bretagne nach Livland verschifft werden würde. Deshalb fasste er den Plan, alle in Livland vorhandenen Salzvorräte aufzukaufen, um sie dann zu Höchstpreisen losschlagen zu können. Dazu schickte er seinen Handelsdiener Philipp Sporenmaker nach Livland. Hildebrand Veckinchusen wusste aber nicht als einziger von der drohenden Salzknappheit in Livland, andere Händler folgten seinem Handelsdiener auf den Fersen, so dass der Plan nicht aufging: Hildebrands Geschäftspartner konnte nicht als einziger Salz verkaufen und deshalb nicht so hohe Preise verlangen wie geplant (Irsigler 1985: 91f.).

—— Weiteres Pech kam hinzu: Feigen und Reis wurden beim Transport von Brügge nach Hamburg respektive Danzig nass und damit unverkäuflich, eine Tuchladung nach Livland wurde von Würmern zerfressen (Hammel 1991: 361f.). So wurde es für Hildebrand immer schwieriger, seine Schulden zu bezahlen. Während er mit seinen verschiedenen Gläubigern verhandelte, ließ ihn einer von ihnen – der Genueser Bankier Joris Spinola – festnehmen und am 17. Januar 1422 im Brügger Schulturm, dem so genannten Stein, inhaftieren. Dort saß er über drei Jahre bis zum 14./15. April 1425. Im Jahr darauf kehrte er nach Lübeck zurück, wo seine Frau mit den Kindern bereits seit 1418 lebte, und starb kurz darauf. In der Literatur wird er als Gescheiterter behandelt, da er seine Schulden nicht zurückzahlen, seine Geschäftskontakte nicht wiederaufbauen konnte und in Lübeck im Vergleich zu seinen ehemaligen Geschäftsfreunden arm und einsam starb (Winterfeld 1929: 79-80).

—— Dafür suchen HistorikerInnen verschiedene Begründungen: Hildebrands Spekulationen hätten das Maß des normalen Risikos überschritten, das jeder Kaufmann eingehen muss, um Gewinne zu machen (Dollinger 1998: 228; Greve 2000: 153); er sei von Freunden und Verwandten schmäählich im Stich gelassen worden, obwohl gerade sein Bruder Sivert von ihm zuvor großzügig

3)
Hammel-Kiesow (2011) rechnet eine
Mark lübisch in gut 200 Euro um.

unterstützt worden war (Irsigler 1985: 94; Winterfeld 1929); umgekehrt habe er zu wenig auf den Rat der Freunde und Verwandten gehört (Noodt 2003: 69–71) oder er habe einfach wirtschaftliches Pech gehabt (Hammel 1991: 362). Hildebrand selber sah sich allerdings keineswegs als Versager. Wie im Folgenden ausgeführt wird, ging er nicht davon aus, seine Geschäfte endgültig gegen die Wand gefahren zu haben, sondern glaubte, sie mit ein wenig finanzieller Unterstützung seiner Freunde und Verwandten wieder zum Laufen bringen zu können. Die Auseinandersetzung zwischen Hildebrand und seinen Freunden und Verwandten nimmt deshalb für sein Scheitern eine zentrale Rolle ein.

PROJEKTE UND INVESTOREN — In den heutigen Diskussionen, die die produktive Kraft des Scheiterns betonen, würde Hildebrand wahrscheinlich positiver beurteilt. Hildebrand ließ sich von seinen Misserfolgen nicht erschüttern, betrachtete seinen Zustand als ein momentanes Unglück und ersann im Gefängnis sogleich neue Projekte, um an frisches Geld zu kommen und seine Handelsgeschäfte wieder aufzunehmen. Seine Frau sollte die wertvollen Kleider und andere Waren versetzen, die noch in Lübeck lagerten (Nr. 319, S. 339). Er überlegte, ob man ihr Haus nicht in ein Brauhaus umwandeln könnte, schließlich besitze es geeignete Keller (Nr. 319, S. 340). Er aktivierte alle seine Geschäftspartnerschaften, überlegte, wer ihm noch etwas schulden könnte und aus welchen Geschäften noch Gewinne zu erwarten seien. Als seine Tochter Gertrud heiratete, versuchte er z.B. eine Mitgift von 800 Mark Lübisches aus ausstehenden Geschäften mit Seide und Feigen zusammenzukratzen (Nr. 359, S. 379). Hildebrands wichtigstes Projekt aber bestand darin, seine Geschäftspartner, Freunde und Verwandte zu überzeugen, ihm Geld zu leihen: Nur wenn er seine Schulden an Joris Spinola zurückbezahlen könne, käme er aus dem Gefängnis frei und könnte neue Projekte angehen, wie eben zum Beispiel ein Lübecker Brauhaus zu eröffnen. Seine Geschäftspartner, Freunde und Verwandte nahmen für Hildebrand also gleichsam die Funktion potenzieller Investoren an: Wenn er es nicht schaffte, sie von seiner Kreditwürdigkeit zu überzeugen, wurden alle anderen Projektplanungen hinfällig – dann bliebe ihm ein Neuanfang verwehrt.

— Hildebrand schaffte es nicht; er konnte den Stein erst nach drei Jahren verlassen und das auch nicht, weil sein Businessplan irgendjemanden überzeugt hatte, sondern weil der Prior von Aachen ihn eher aus Barmherzigkeit denn aus wirtschaftlichen Erwägungen heraus unterstützte (Nr. 394, S. 408f.; Winterfeld

1929: 73f.). Um zu ergründen, warum er keine neuen Projekte finanzieren konnte – und damit nicht als Vorläufer der heutigen charismatisch gescheiterten späteren Erfolgsunternehmer gelten kann – bietet es sich an, diese Gruppe von Menschen einer genaueren Analyse zu unterziehen. Von wem erbat Hildebrand Geld und warum erhielt er keines?

— Elf Korrespondenzpartner schrieben Hildebrand Briefe ins Gefängnis. Alle erwähnten, dass Hildebrand sie angeschrieben und um Hilfe gebeten habe; die Kontaktaufnahme ging also von Hildebrand aus. Die Briefpartner nannten Hildebrand entweder ihren „Freund“ (*vrunt*) oder ihren Verwandten: Sivert Veckinchusen redete ihn als Bruder (*broder*) an, seine Frau Margarethe als Mann (*man*), Tochter Gertrud und Schwiegersohn Evert als Vater (*vadder*), seine Neffen als Onkel (*om/oem*). Bis auf seine Frau und seine Tochter unterhielten alle Verwandten aktive Geschäftsbeziehungen mit Hildebrand, und auch Frau und Tochter waren mit seinen Geschäften verbunden: Margarethe stand in ständigem Austausch mit den Lübecker Geschäftspartnern ihres Mannes und erhielt verschiedene Aufträge von Hildebrand, bei wem sie versuchen sollte, Geld einzutreiben. Tochter Gertrud heiratete den Lübecker Ratsherrn Everd van Meghen, der wie Hildebrand Handel in Brügge betrieb. Mit seinem Bruder Sivert, seinen Neffen Kornelius Veckinchusen, Johan von dem Bokel und Reynold Swarte in Lübeck, Köln und Augsburg war er über Handelsgeschäfte verbunden. Außerdem schrieb er ihm vier Kaufleute ins Gefängnis, die nicht mit ihm verwandt waren, sondern ihn als Freund bezeichneten: Tideman Brekelvelde und Hildebrand Hoieman aus Lübeck, Johan Raet aus Nijmegen und Heinrich Hoep aus Brügge.

— Inhaltlich drehte sich die gesamte Korrespondenz also um Hildebrands Geschäfte, auch wenn sich die Korrespondenten nie als Geschäftspartner, sondern als Freunde oder Verwandte charakterisieren. Die Terminologie wurde dabei recht systematisch verwendet: Wer mit Hildebrand verwandt war, nannte ihn nie Freund, aber jeder nicht-verwandte Geschäftspartner wurde als Freund betitelt. Das betrifft auch die Kaufleute, mit denen Hildebrand nicht direkt kommunizierte, die in den Briefen aber erwähnt werden. Wenn die Geschäftsbeziehungen abbrachen, wurde man zum „Unfreund“: So klagt Sivert, sein Bruder habe die Miete für sein Lübecker Haus so lange nicht gezahlt, dass dessen Besitzer Heinrich Rapesulver ihm nun zum Unfreund (*unvrund*) geworden sei (Nr. 336, S. 351). Verwandte und Freunde hatten zwar die gleiche Funktion für Hildebrand – sie standen in Geschäftsbeziehungen

mit ihm und wurden deshalb von ihm um Geld angesucht –, in der Anrede lassen sich beide Gruppen jedoch klar unterscheiden. Wie sich unten zeigen wird, reagierten diese beiden Gruppen leicht unterschiedlich auf Hildebrands Anfragen. Hildebrands Korrespondenzpartner unterhielten auch untereinander Beziehungen, sie erwähnten einander in ihren Briefen. Damit ist es gerechtfertigt, den Kreis von Hildebrands Freunden und Verwandten als Netzwerk zu bezeichnen (Burkhardt 2009: 47f.). Jeder von Hildebrands Briefpartnern wird von mindestens einem anderen Korrespondenzpartner erwähnt und bis auf Hildebrand Hoep schrieb auch jeder über mindestens einen, meistens mehrere andere Korrespondenzpartner von Hildebrand Veckinchusen.

— Allerdings waren auch nicht alle Korrespondenten mit allen verbunden. Entsprechend lässt sich das Netzwerk genauer konturieren, wenn man die Beziehungen näher untersucht und außerdem die Personen einbezieht, die keine eigenen Briefe an Hildebrand schrieben, aber in den Briefen der anderen erwähnt wurden. Die Gruppe der Verwandten versuchte hauptsächlich, andere Verwandte zu aktivieren: Hildebrands Frau, sein Bruder, sein Neffe Swarte und sein Freund Brekelvelde redeten darüber, dass Hildebrands Neffe Johan von dem Bokel ihm doch helfen solle, während von dem Bokel selbst sehr selten schrieb und keinen der anderen Korrespondenzpartner erwähnte. Ein Vetter, Engelbert Veckinchusen, wurde ebenfalls von den Verwandten als möglicher Unterstützter ins Spiel gebracht, schickte selbst aber gar keine Briefe nach Brügge. Die Freunde sind mit den Verwandten nicht stark vernetzt, auch wenn der Lübecker Kaufmann Everd van Meghen schließlich 1423 Hildebrands Tochter Gertrud heiratete. Van Meghen hatte sich wie Hildebrand an dem Darlehen an König Sigismund beteiligen müssen. Er stand in Geschäftsbeziehungen mit Heinrich Hoep, der in Brügge und Antwerpen Handel trieb, und Tideman Brekelvelde in Lübeck. Die beiden letzteren schrieben in ihren Briefen über besonders viele Geschäftspartner, mit denen Hildebrand nicht in direktem Austausch stand.

— Grob unterteilen lassen sich Hildebrands Korrespondenzpartner demnach in die Gruppe der Verwandten hauptsächlich in Lübeck, die in recht engem Austausch standen, und in die Gruppe der Freunde, die jeweils mit weiteren Freunden/Geschäftspartnern in Kontakt standen, mit denen Hildebrand selbst nicht kommunizierte. Beide Gruppen tauschten sich über Hildebrands Ansinnen aus. Gerade dass Hildebrands Freunde und Verwandte

vernetzt waren und im Austausch in der Gruppe über sein Schicksal entschieden, stellte Hildebrand vor Probleme, denn sie entschieden gleichsam kollektiv, ihm kein Geld zu geben und damit keine neuen Projekte zu ermöglichen.

KEIN BARGELD — Die Gruppe der Freunde begründete ihre ablehnende Reaktion auf Hildebrands Geldgesuche zunächst damit, selbst kein Geld zur Verfügung zu haben. Als Hildebrand seinen langjährigen Geschäftspartner Tideman Brekelvelde bat, ein Pfand zu nehmen und dafür die Miete für sein Haus zu bezahlen, antwortete Brekelvelde, er mache selbst gerade auch keine Gewinne, da „die Kaufmannschaft krank sei“ (Nr. 331, S. 348). Sivert klagte ihm über den schlechten Stand seiner eigenen Geschäfte (Nr. 317, S. 336). Die Begründung kann man durchaus ernst nehmen, denn die Kaufleute des Mittelalters sammelten keine Münzberge an. Vielmehr war Bargeld im Mittelalter stets knapp (Graeber 2011: Kapitel 10). Selbst die Kaufleute der Lübecker Oberschicht mussten sich bisweilen Geld leihen, um es bar auszugeben. Der Hansekaufmann war reich, hatte aber kein Geld (Jahnke 2007).

— Hildebrands Handelspartner konnten ihm aber seine Schulden stunden, und das taten sie implizit: Zwar wiesen sie ihn darauf hin, dass er bei ihnen noch Schulden habe, forderten ihn aber nicht zur sofortigen Rückzahlung auf. Hildebrand Hoieman verwies darauf, dass er ihm zwar 50 Mark lübisch schulde, „aber dafür habe ich deiner Frau bereits 49 Mark Lübisch gegeben, die sie Hinrich Rapesulver gegeben hat.“ (Nr. 320, S. 341). Das gleiche Argument brachten andere Geschäftspartner vor, bei denen Hildebrand Ausstände einzutreiben versuchte (Nr. 353, S. 369). Brekelvelde antwortete ihm, „wisset, Hildebrand, dass ich Margarethe schon 40 Mark geliehen habe.“ (Nr. 331, S. 348) Später gibt er Margarethe noch einmal 10 Mark für das Haus und schreibt Hildebrand dazu, nun habe er ihm 50 Mark geliehen, obwohl er seines Geldes eigentlich auch nicht entbehren könne (Nr. 337, S. 352).

— Außerdem verwies Sivert seinen Bruder mehrfach darauf, wie viel er ihm schon geliehen habe, und betonte, dass er das Geld durchaus zurückerhalten möchte (wenn auch nicht sofort): „Ich soll 100 Mark ausgeben, aber du schreibst nicht von den 60 Gulden, die ich dir geliehen habe, und von den 22 Mark, die ich dir ins Haus gab (d.h. für die Mietzahlungen), und über die 21 Gulden zu Köln, alles das möchte ich auch erst wieder haben.“ (Nr. 321, S. 341; Nr. 322, S. 342). Sivert bereute es, die Schulden von Hildebrand nicht schon früher eingetrieben zu haben, denn sonst könnte er ihm jetzt

besser helfen (Nr. 372, S. 388). Damit macht er die beschränkten Handlungsoptionen von Hildebrands Freunden deutlich: Sie konnten ihm die Kredite weiter strecken, aber nicht mehr Geld leihen, da sie selbst nicht über viel Barmittel verfügten. Die noch ausstehenden Kredite betonten Hildebrands Freunde, um ihr Argument zu bestärken, dass sie ihm aktuell kein Geld leihen könnten: Er stünde bereits tief genug in ihrer Schuld. Hildebrands Freunde waren eben auch als Kaufleute tätig und mussten deshalb vermeiden, ebenfalls vor der Zahlungsunfähigkeit zu stehen. Sie hatten Hildebrand bereits Geld geliehen und befürchteten, weitere Darlehen nicht mehr zurück zu bekommen, was sie selbst in Schwierigkeiten bringen konnte. Insbesondere Tildeman Brekelvelde und Hildebrand Hoieman erwähnten in ihren Briefen, wie oben ausgeführt, viele weitere Geschäftspartner; und jeder Gulden, den sie Hildebrand Veckinchusen liehen, konnte ihnen potenziell fehlen, um Schulden bei ihren anderen Geschäftspartnern zurückzuzahlen.

— Dass sie ihre Kredite nicht sofort zurückforderten, lässt sich auch damit erklären, dass ihnen das wenig genutzt hätte – sie wussten ja, dass Hildebrand nicht zahlen konnte. Ins Gefängnis gebracht hatten ihn denn auch nicht die ausstehenden Schulden bei seinen Freunden und Verwandten, sondern ein Kredit, den er – wahrscheinlich um kurzfristigen Bargeldbedarf zu stillen – bei einem Bankier aufgenommen hatte, mit dem er ansonsten nicht in Handelsbeziehungen stand. Auch Hildebrands Freunde und Verwandte tätigten keine Geschäfte mit Spinola und konnten Hildebrand deshalb nicht helfen, ohne dafür Bargeld aufzutreiben: Hätten sie in Geschäftsbeziehungen mit Hildebrands Gläubiger Joris Spinola gestanden, hätten sie ihm beispielsweise Schulden aus früheren Geschäften mit ihnen erlassen können, damit er im Gegenzug Hildebrand dessen Schulden erließ. So wurden Schuldbeziehungen innerhalb eines Netzwerks üblicherweise gegeneinander gerechnet – aber Joris Spinola hatte eben bei niemandem aus Hildebrands Netzwerk Schulden. Hier zeigt sich ein typisches Problem von Netzwerken: Wegen der spezifischen Logik, der Beziehungen innerhalb eines Netzwerks unterliegen, gestaltet es sich schwierig, mit Personen Geschäfte zu machen, die außerhalb des Netzwerks stehen (Selzer/Ewert 2005: 26). Joris Spinola konnte Hildebrand die Schulden nicht ewig stunden, da er wenig Chancen hatte, an sein Geld zu kommen, wenn Hildebrand einmal aus Brügge geflüchtet war. Hildebrands Lübecker Netzwerk hingegen stand nicht in der Gefahr, ihn aus den Augen zu verlieren, deshalb

konnten seine dortigen Freunde sich konzilianter zeigen. Solange sie noch Sanktionsmöglichkeiten bewahrten, mussten sie nicht auf der sofortigen Rückzahlung bestehen.

—— Neben Joris Spinola setzt außerdem der Lübecker Bürger Hinrich Rapesulver Hildebrand Veckinchusen am meisten zu, denn er verlangt die regelmäßigen Mietzahlungen für das Lübecker Haus. Das Geld, das Hildebrand noch von den Freunden zusammenkratzen konnte, ging in die Mietzahlungen (Nr. 320, S. 341; Nr. 321, S. 341; Nr. 322, S. 342; Nr. 331, S. 348; Nr. 337, S. 352). Mit Hinrich Rapesulver stand Hildebrand ebenfalls nicht in direkten Beziehungen, er erhielt keine Briefe von ihm. Seine Freunde erwähnten ihn in ihren Briefen, aber ebenfalls nicht als Geschäftspartner, sondern nur als denjenigen, dem Hildebrand am dringlichsten Geld schuldete. Warum er Hildebrand die Miete nicht stundete, wissen wir nicht, aber diese Möglichkeit zogen Hildebrand und seine Korrespondenten nicht einmal in Erwägung. Vielleicht stand er ihrem Netzwerk zu fern, als dass sie die üblichen Möglichkeiten des Umschuldens und Stundens überhaupt in die Diskussion bringen konnten. Außerdem zählte Hinrich Rapesulver zur politischen Führungsschicht der Stadt, so dass man bei ihm wohl einfach keine Schulden offen stehen haben wollte, weil so die ganze Stadt davon erfahren hätte. Vielleicht konnte auch Rapesulver es sich nicht leisten, auf die Mietzahlungen zu verzichten, weil auch er an Bargeld kommen musste.

—— So lässt sich als Ergebnis festhalten, dass die Gefahr des Scheiterns stieg, wenn ein Kaufmann Geld bei Personen leihen musste, mit denen er sonst nicht in Beziehungen stand. Innerhalb eines etablierten Netzwerks von Geschäftspartnern war es durchaus üblich, Schulden sehr lange nicht zurückzuzahlen. So berichtet Hildebrands Freund Tideman Brekelvelde von einem anderen hochverschuldeten Kaufmann, Dirk Grike, der sich gerade mit seinen Gläubigern auf eine Rückzahlung in zehn Jahren geeinigt habe (Nr. 353, S. 369). Gegenüber netzwerkfremden Personen ließ sich die Rückzahlung allerdings nicht so lange hinauszögern – und genau solche Schulden gegenüber Personen, die nicht zum Kreis seiner langjährigen Geschäftspartner gehörten, bereiteten Hildebrand die größten Probleme.

KEIN VERTRAUEN—— Hildebrands Freunde verfügten sicher nicht über große Mengen Bargeld. Dennoch bleibt die Frage, warum sie die wenigen Mittel nicht verwendeten, um Hildebrands relativ geringe Schuld bei Joris Spinola zu begleichen und so einem

Freund aus dem Gefängnis zu verhelfen. In ihren Briefen begründen die Freunde ihre Zurückhaltung damit, dass die Vergangenheit gezeigt habe, dass Hildebrand seine Schulden nicht zurückzahle. Er hatte sich als zu unsicherer Schuldner erwiesen, als dass sie ihre wahrscheinlich nicht allzu hohen Rücklagen ausgerechnet ihm anvertraut hätten. Das Netzwerk von Hildebrands Geschäftsfreunden erfüllte damit genau die Funktion, die Netzwerken in der Literatur zugeschrieben wird: Sie sorgen für einen umfassenden Informationsaustausch unter den Beteiligten, so dass unzuverlässige Geschäftspartner schnell ausgeschlossen werden können (Jenks 2014; Ewert/Selzer (2010): 61). Hansische Kaufleute korrespondierten nicht nur brieflich miteinander, sondern trafen sich in Trinkstuben oder Bruderschaften und tauschten Informationen aus. In Brügge frequentierten zahlreiche Hansekaufleute insbesondere die Marienbruderschaften (Rößner 2001: 158). In Lübeck trafen sich die angesehenen Kaufleute in der Zirkelgesellschaft, der sowohl Hildebrands Bruder Sivert als auch sein Freund Tideman Brekelvelde angehörten (Asmussen 1999: 305, 803). Brekelvelde schrieb auch an Hildebrand, er habe seinen Brief allen Freunden, sprich allen Geschäftspartnern, gezeigt, d.h. die Lübecker Kaufmannschaft war offensichtlich über Hildebrands Schicksal gut informiert (Nr. 331, S. 348). Entsprechend wusste man von Hildebrands hohen Schulden und schätzte es unwahrscheinlich ein, dass er das Geld jemals würde zurückzahlen können. Auch Brekelvelde schrieb, er könne ihm erst wieder etwas leihen, wenn er seine Altschulden bezahlt habe (ebd.). Sivert erklärte seinem Bruder deutlich, er habe deshalb keine Freunde, die ihm 100 Mark liehen, weil sie nicht davon ausgehen könnten, ihr Geld zurück zu bekommen (Nr. 356, S. 378). Man wusste, dass Hildebrand nicht zahlen konnte, auch wenn er noch so häufig verkündete, alle Schulden begleichen zu wollen (Nr. 324, S. 344).

— Wenn Hildebrand in einem seiner ersten Briefe aus dem Gefängnis an seine Frau schrieb, nun würden sie sehen, welche Freunde sie hätten (Nr. 319, S. 339), so erhielt er nun die Antwort: Freunde nannten sich die Geschäftspartner, die einander gut genug kannten, um zu wissen, dass jemand so viele Schulden gemacht und so wenige davon zurückgezahlt hatte, dass man ihm besser nichts mehr leihen sollte. Der Informationsaustausch im Netzwerk funktionierte offenbar. Hildebrands Geschäftspartner liehen ihm solange Geld, wie sie mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuten konnten, es zurückzuerhalten. Ein übermäßiges Risiko hingegen wollten sie nicht eingehen.

— Die Verwandten Hildebrands standen ebenfalls im Austausch miteinander. Auch sie tauschten Informationen aus, allerdings weniger über Hildebrands Kreditwürdigkeit denn über andere Familienmitglieder, die ihm an ihrer statt zu Hilfe kommen sollten. Wie oben bereits erwähnt, hofften Hildebrands Verwandte auf seinen Neffen Johan von dem Bokel, der nach Brügge fahren sollte, um ihm zu helfen. Bokel selbst allerdings schrieb recht selten an Hildebrand. Von der ihm zugedachten Aufgabe zeigte er sich wenig angetan. Er könne jetzt gerade Lübeck nicht verlassen, da er mit seinen eigenen Angelegenheiten so viel zu tun habe. Außerdem spielt er den Ball weiter: Er stamme ja nur aus der weiblichen Verwandtschaftsseite Hildebrands (der „Spindelseite“) – er war der Sohn einer Schwester Hildebrands – und könne deshalb gar nicht viel helfen, besser solle ihm doch jemand von seiner männlichen Seite (der „Schwertseite“) helfen (Nr. 352, S. 368). Genau wie Tide-man Brekelvelde mit den Geschäftsfreunden im Austausch stand, besprach sich Johan von dem Bokel mit den Verwandten: Er habe bereits darauf gedrungen, dass jemand aus Livland zu Hildebrand nach Brügge kommen sollte. Zudem könne die livländische Familie von Margarethe sie doch besser unterstützen, weshalb es geraten sei, zumindest die älteste Tochter Grete und einen Sohn nach Riga zu schicken (Nr. 345, S. 362f.). In Riga waren nicht nur Margarethes Eltern beheimatet, sondern auch Hildebrands Bruder Cäsar und sein Vetter Engelbrecht. Von dieser Seite, von der brüderlichen Verwandtschaft, soll laut Bokel also jemand nach Brügge reisen.

— Hildebrands Bruder Sivert, der ebenfalls dieser „Schwertseite“ zugehörte, blieb allerdings bei seiner Meinung, dass Johan von dem Bokel die Aufgabe übernehmen sollte. Zwar könne er durchaus seinen eigenen Sohn nach Brügge schicken, aber eigentlich sei der noch zu jung für solch eine Aufgabe, weshalb sie doch besser Johan von dem Bokel übernehmen sollte (Nr. 363, S. 382). Auch Hildebrands Neffe Reinhold Swarte in Köln wartete auf Bokel: Erst wenn Bokel vor Ort wäre, könne er beurteilen, ob er, Swarte, auch etwas für ihn tun könne. Er habe Bokel bereits geschrieben, auch wegen der Kleider, die er von Lübeck nach Brügge hatte schicken sollen, damit sie dort verkauft werden konnten, aber er habe noch keine Antwort erhalten (Nr. 360, S. 381). Auch das Verwandtschaftsnetzwerk funktionierte demnach: Die Verwandten standen im Austausch miteinander und da sie wussten, dass Hildebrand neben ihnen noch weitere Angehörige besaß, fanden sie Argumente, warum die anderen Verwandten besser geeignet seien als sie selbst.

— Genauso wie ihm nicht einer seiner Geschäftspartner das Geld lieh, um aus dem Gefängnis frei zu kommen, fanden sich auch auf der Verwandtschaftsseite nur diejenigen zur Hilfe bereit, die nicht aktiv in das Netzwerk der Korrespondenten eingebunden waren. Sein Vetter Cäsar (wohl der Sohn seines Onkels Johann) schrieb keine Briefe an Hildebrand, die erhalten geblieben sind, aber er kam aus Riga nach Brügge. Mit Hilfe von Cäsar und seinem Schwiegersohn Peter van dem Damme gelang es Hildebrand, seinen Gläubiger Spinola ebenfalls im Stein festsetzen zu lassen, da dieser ihn unrechtmäßigerweise habe inhaftieren lassen. Cäsar unterstützte ihn mit einer Eingabe beim Hofgericht des flämischen Grafen (Nr. 390, S. 403–405). Hildebrand und Spinola einigten sich, dass jeder der beiden frei käme, wenn er einen Bürgen für die Summe stellte, um die sie sich stritten (Winterfeld 1929: 73f.). Für Hildebrand bürgte – mit Unterstützung des Aachener Priors – der eben genannte Peter van dem Damme, der Mann seiner Tochter aus erster Ehe. Auch von ihm sind keine Briefe erhalten, aber Siverts Sohn Kornelius schrieb an Hildebrand, er habe Peter van dem Damme unterrichtet (Nr. 348, S. 364f.).

— Die Netzwerkstruktur seiner Geschäftspartner gereichte Hildebrand damit in gewisser Weise zum Nachteil: Die potenziellen Investoren für seine neuen Projekte waren seine alten Geschäftspartner, denen der Misserfolg von Hildebrands alten Projekten bereits geschadet hatte, worüber sie sich auch noch gegenseitig informierten. Als er deshalb in finanzielle Probleme geriet, lieh er Geld von netzwerkfremden Personen wie dem Genueser Joris Spinola, der aber im Gegensatz zu seinen Geschäftsfreunden auf der Rückzahlung der Schulden bestand und ihn so ins Gefängnis brachte. Aus dem Stein kam Hildebrand wieder frei mit der Hilfe von Menschen, die gerade nicht in sein Korrespondentennetzwerk eingebunden waren. Cäsar Veckinchusen und Peter van dem Damme konnten ihm aber helfen, weil sie aufgrund ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen davon ausgehen konnten, den Zugriff auf Hildebrand nicht zu verlieren, wenn er etwa geflüchtet wäre. Externe Kreditgeber wie Spinola hatten diese Sicherheit nicht, weswegen Hildebrand sich kein Geld mehr von solchen Personen borgen konnte, die mit ihm in keinerlei Beziehung standen. Wichtige Unterstützung leistete ihm zwar ebenfalls ein externer Kreditgeber, der Prior von Aachen. Der Prior musste aber nicht der Logik der Kaufleute folgen, die sich darum sorgen mussten, ihr Geld zurückzuerhalten (Nr. 394, S. 408f.).

—— Das Netzwerk mit seinen Geschäftspartnern ermöglichte Hildebrand zunächst, Schulden zu machen und recht lange nicht zurückzuzahlen. Der Informationsaustausch der Freunde und Verwandten untereinander brachte sie jedoch auch dazu, gemeinsame Sanktionen gegen Hildebrand zu verhängen, indem sie ihm kollektiv kein weiteres Geld liehen.⁴⁾ Als Hildebrand im Gefängnis saß, sah er sich selbst weiter als Mitglied des Netzwerks, seine Freunde und Verwandten beurteilten die Lage aber anders: Für sie stand Hildebrand nun außerhalb ihrer Gruppe.

KEIN EINGESTÄNDNIS DES SCHEITERNS —— Dass Hildebrands Netzwerk ihn ausgrenzte, zeigt sich nicht nur daran, dass seine Freunde und Verwandten ihm kein Geld mehr gaben, sondern in den Briefen entwarfen sie eine Wir-Gruppe, zu der Hildebrand nicht mehr gehörte. In dieser Wir-Gruppe traten ihm diejenigen Freunde gegenüber, die ihn nach eigener Einschätzung vor seinem Unglück hätten bewahren können, wenn er nur auf ihren Rat gehört hätte (Nr. 316, S. 336; Nr. 336, S. 351; Nr. 351, S. 367; Nr. 356, S. 377, Nr. 372, S. 388). Die Gruppe verfolgte offenbar nicht das Ziel, Hildebrand sofort komplett auszugrenzen, denn sie schreiben ihm ja weiterhin Briefe. Sie verlangten aber von ihm, seinen Fehler einzusehen und diesen Fehler wieder gut zu machen, indem er fortan auf ihre Ratschläge hörte. Gerade wenn sie ihm Ratschläge gaben, traten die Freunde als betont einheitliche Gruppe auf. Dass Freunde sich an die gegenseitigen Ratschläge hielten, scheint demnach ein wichtiges Element der Gruppenzugehörigkeit gewesen zu sein. Entsprechend verwundert es wohl wenig, dass Hildebrands Freunde sich ihm gegenüber relativ ähnlich verhielten: Wer Hildebrand mit Geld unterstützt hätte, obwohl er sich nicht an den Ratschlag der Freunde hielt, wäre selbst in den Ruf eines Mannes gekommen, der sich um den Rat der Freunde nicht bekümmerte. Das galt es zu verhindern, um nicht ebenfalls aus dem Netz der Freunde ausgeschlossen zu werden.

—— Der einheitliche Rat der Freunde und Verwandten bestand darin, Hildebrand solle sein Haus loswerden, um die hohen Mietzahlungen zu sparen, und mindestens seine Kinder nach Livland schicken, wenn nicht gleich selber nach Livland ziehen (Nr. 322, S. 342f.; Nr. 345, S. 363; Nr. 351, S. 367), denn dort könne man sich für wenig Geld ein neues Leben aufbauen. Hildebrand lehnte diese Ratschläge ab. Er wollte das Haus nicht verkaufen, sondern lieber hungern (Nr. 359, S. 380), und seine Familie sollte auf keinen Fall nach Livland ziehen, sondern sich lieber in Lübeck von den

4) Wie in Guinnanes (2005) berühmter Kritik am Begriff des Vertrauens vermutet, lässt sich die Funktionsweise des Netzwerks um Hildebrand Veckinchusen gut mit Hilfe der Kategorien von Informationen und Sanktionen erfassen: Laut Guinnane vertraut man jemandem, wenn man ihn gut kennt und die Möglichkeit besitzt, bei missliebigem Verhalten Sanktionen gegen ihn zu verhängen.

Freunden unterstützen lassen (Nr. 367, S. 340). Damit zementierte er die Diskrepanz zwischen der Wir-Gruppe der Freunde und Verwandten und sich selbst, und zwar weil er seine Position anders einschätzte als dies seine Freunde und Verwandten taten: Letztere sahen Hildebrand als Gescheiterten, der sein Los akzeptieren und neu anfangen müsse. Im Gefängnis sei er zu einem Unmündigen herabgesunken, der keine eigenen Entscheidungen treffen könne (Nr. 363, S. 385). Hildebrand hingegen verstand sich immer noch als Kaufmann in Lübeck, der dort zu einer Schicht gehörte, in der man sich Häuser leisten konnte.

— Der Ausschluss Hildebrands aus seinen alten Netzwerken und die differierenden Bewertungen seiner Lage kristallisieren sich besonders klar in seiner Auseinandersetzung mit dem Brügger Kontor. Im Kontor kamen die niederdeutschen Kaufleute zusammen, die nach Brügge handelten. Hildebrand ging davon aus, für diese Gemeinschaft große Verdienste erworben zu haben: Dreimal hatte er als einer der Ältermänner den Geschäften des Kontors vorgestanden (Hammel 1991: 360f.). Im Namen des Brügger Kontors hatte er zusammen mit anderen Hansekaufleute ein großes Darlehen an König Sigismund leisten müssen, das er noch nicht zurückerhalten hatte (Stieda 1887). Das Kontor wachte über die Einhaltung der speziellen Rechte, die den Hansekaufleuten in Brügge zustanden. Dazu gehörte das Privileg, nicht selber gefangen genommen zu werden, sondern einen Bürgen stellen zu dürfen. Da dieses Recht Hildebrand versagt worden war, ging er davon aus, dass das Kontor für seine Sache einschreiten würde (Nr. 341, S. 357). Das Kontor ließ ihm allerdings mitteilen, man könne ihm nicht helfen, denn man wisse gar nicht, ob er überhaupt einer der ihren sei, ob er überhaupt zu den Hansekaufleuten zähle (Nr. 338, S. 354). Diese Aussage versetzte Hildebrand in Rage, der er in einem Brief an seine Lübecker Geschäftspartner, seinen Bruder und seine Frau Luft machte. „Ist das mein Dank und mein Lohn, dass ich für den Kaufmann (das Kontor) Dienste getan habe am römischen König und nach Konstanz geritten bin und mein Geld und Gut eingesetzt habe in des Kaufmanns Sache zu meinem jämmerlichen verderblichen Schaden?“ (Nr. 341, S. 356). Hildebrand erwähnte allerdings nicht, dass er in seiner Zeit als einer der Vorsitzenden (Älterleute) des Kontors von den Abgaben, die alle Hansekaufleute zu zahlen hatten, 48 Pfund abzwang: Hildebrand erwartete eine Rückzahlungsrate vom Darlehen an König Sigismund an das Kontor und nahm sich seinen Anteil schon einmal vorweg aus der Kasse (Irsigler 2009: 48f.). Wohl deshalb gab das Kontor nun vor, ihn nicht zu kennen

(Hammel-Kiesow 2011: 242). Besonders deutlich klafften hier Hildebrands Selbstbild – verdienstvoller Kontorsangehöriger – und das Fremdbild – betrügerischer Ex-Vorsteher – auseinander.

— Die Geschichte Hildebrands zeigt damit, was ein produktiv Scheiternder noch mitbringen muss außer einer neuen Geschäftsidee: Er muss sich überhaupt erst als Gescheiterter begreifen, d.h. er muss sein Versagen eingestehen und sich entsprechend vornehmen, es in Zukunft besser zu machen, seine Fehler nicht zu wiederholen. Die Freunde sahen keine Anzeichen dafür, dass Hildebrand irgendetwas aus seinem Scheitern gelernt hatte, dass er irgendetwas anders machen wollte als bisher. Vielleicht hätte Hildebrand sein Scheitern produktiv machen können, wenn er sein Problem nicht als eines der bloßen Kapitalbeschaffung interpretiert hätte, sondern als Scheitern seines gesamten bisherigen Lebensentwurfes, anders ausgedrückt: Weil Hildebrand sich nicht als komplett gescheitert einstufte, konnte er nicht produktiv scheitern.

— Nur spekulieren lässt sich über die Vermutung, dass Hildebrands Freunde und Verwandte ihn gerade mit ihren Ratschlägen doch komplett aus ihrem Netzwerk verdrängen wollten, da sie ihn nach Livland sozusagen abzuschieben planten. Die obigen Analysen allerdings lassen die Vorschläge von Hildebrands Freunden und Verwandten durchaus sinnvoll erscheinen. In Lübeck konnten eben alle, die Rang, Namen und Geld hatten, Hildebrands Geschichte. Deshalb hätte er in Lübeck wohl keinen Kredit mehr bekommen. In Livland hingegen hätte er sich eventuell ein neues Netzwerk aufbauen können. Ob seine Freunde ihn nur loswerden und nicht mehr kennen wollten, wie Hildebrand klagte, oder ihre Ratschläge zu seinem Besten meinten, hätte sich wohl gezeigt, wenn er nach Livland gezogen wäre: Hätten seine alten Geschäftspartner dann wieder mit ihm Handel getrieben, ihn als Kontakt in Livland genutzt? Das wissen wir natürlich nicht, so dass die Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden kann, dass Hildebrands Freunde ihn nicht nur als Korrespondenz-, sondern auch als Geschäftspartner vielleicht nicht endgültig abgeschrieben hatten, sondern nur keine Zukunft in Lübeck mehr für ihn sahen. Auch der Auszug aus dem Haus klingt nach einem sinnvollen Ratschlag, denn die Korrespondenz zeigt, dass die Mietzahlungen die Veckinchusenschen Finanzen besonders belasteten.

PREKÄRES SCHEITERN, PRODUKTIVES SCHEITERN — Die Geschichte von Hildebrand Veckinchusen ermöglicht es damit, einige Facetten des heute so hoch gelobten produktiven Scheiterns

genauer zu erfassen, die in den Medienberichten über kreative und widerstandsfähige Unternehmerpersönlichkeiten gerne zu kurz kommen. Produktiv konnte ein Kaufmann scheitern, wenn es ihm trotz seines drohenden Bankrotts gelang, Investoren zu gewinnen. Dazu reicht es offenbar nicht, nur Ideen vorzuweisen, denn solche entwickelte Hildebrand durchaus. Aber seine potenziellen Investoren von morgen waren seine Geschäftspartner von gestern. Sie kannten ihn und seine schlechte Zahlungsmoral. Dieses schlechte Image verfestigte sich noch, weil sich seine Freunde und Verwandte in stetem Austausch miteinander befanden.

—— Einerseits ermöglichte sein Netzwerk Hildebrand überhaupt erst, seine Geschäfte in Zeiten der Bargeldknappheit zu betreiben: Seine Geschäftspartner gewährten günstigere Kredite und stundeten fälliges Geld über längere Zeiträume. Aber Hildebrands Freunde und Verwandte nutzten das Netzwerk auch, um untereinander Informationen auszutauschen und sich vor risikoreichen Geschäften zu warnen. Deshalb gaben sie ihm schließlich kollektiv kein Geld mehr. Damit das Netzwerk für die ganze Gruppe funktionierte und alle beteiligten Kaufleute vor größerem wirtschaftlichen Schaden schützte, musste es Hildebrand ausschließen. Um Kapital im Sinne von Geld zu erhalten, musste ein vormoderner Kaufmann also auch Kapital im Sinne von Beziehungen besitzen, denn einmal aus dem Netzwerk ausgeschlossen, blieben Hildebrand nur wenige Handlungsoptionen.

—— Das Kapital seiner Beziehungen verspielte Hildebrand zum einen, weil er Schulden lange nicht zurückzahlte. Stärker noch als der Ruf eines säumigen Schuldners – davon gab es im Lübeck dieser Zeit nicht wenige – schadete ihm aber das Urteil seiner Bekannten, ein Mann zu sein, der nicht auf den Ratschlag der Freunde hörte. Hildebrands Freunde und Verwandte stießen ihn nicht völlig aus ihrem Netzwerk aus, weil er seine Schulden nicht zurückzahlte. Vielmehr blieben sie weiter brieflich mit ihm im Kontakt und zeigten ihm deutlich auf, wohin der Weg zurück zu einer Position als erfolgreicher Kaufmann ihrer Meinung nach führe: Er sollte nach Livland gehen und dort von vorne anfangen. Hildebrand sollte also einsehen, dass er als angesehener Lübecker Kaufmann und Mitglied der Kontorsgemeinschaft komplett gescheitert war. Nach Ansicht der Freunde konnte Hildebrand nur dann produktiv scheitern, wenn er sein Versagen eingestand und Besserung zeigte, indem er dem Rat der Freunde folgte und in Livland ein neues Leben begann. Wenn Scheitern eine positive Dynamik haben soll, so ist man geneigt aus der Geschichte

Hildebrands zu schließen, muss zunächst eine Einsicht in die eigene Fehlleistung erfolgen.

— Die Geschichte von Hildebrand Veckinchusen hilft uns dabei, die Mechanismen des Scheiterns in der Vormoderne besser zu verstehen. Zugleich lassen sich an ihr einige Aspekte spätmittelalterlichen Wirtschaftens genauer konturieren. Veckinchusens Schicksal illustriert geradezu paradigmatisch einige Effekte des spätmittelalterlichen Netzwerkhandels, die bisher eher in der Theorie beschrieben wurden (Ewert/Selzer 2007, 2010). Im Netzwerk waren Kaufleute über geschäftliche und verwandtschaftliche Beziehungen verbunden: Niemand musste Angst haben, einen Partner aus den Augen zu verlieren. Aufgrund dieser sozialen Kontrolle konnten Kredite vergeben und lange Zeit nicht zurückgefordert werden. In der bargeldarmen Zeit des Mittelalters wurde langfristiges wirtschaftliches Handeln so erst möglich. Die Netzwerkmitglieder informierten sich ständig gegenseitig, um sich dagegen abzusichern, mit unzuverlässigen Partnern Geschäfte einzugehen. Diese Funktion wird als einer der Erfolgsfaktoren des Netzwerkhandels angesehen. Veckinchusens Geschichte zeigt anschaulich, wie diese ‚Selbsteilungsfunktion‘ des Netzwerks funktionierte: indem es ihn ausschloss. Seine Freunde und die meisten Verwandten bildeten eine neue Wir-Gruppe, die Hildebrand gegenüber Einigkeit demonstrierte und ihm deutlich machte, dass er nicht mehr dazugehörte. Um den Erfolg der Gruppe zu sichern, musste der Einzelne scheitern.

— Der Ausschluss war für Hildebrand fatal: er erhielt kein Kapital im Sinne von Geld mehr, weil sein Kapital im Sinne von Beziehungen erschöpft war. Im Gegensatz zu heute prägte im Spätmittelalter also nicht nur eine Knappheit an Bargeld, sondern auch eine Knappheit an Beziehungen das wirtschaftliche Leben.

— Hildebrand Veckinchusens Korrespondenz gestattet einen Blick auf das Funktionieren von Geschäften, Netzwerken und auch auf das Scheitern eines Kaufmanns in der Vormoderne. Sie zeigt, dass soziales und ökonomisches Kapital intensiv miteinander verwoben waren und dass Hildebrands Scheitern eigentlich nur für seine soziale peer-group eine dynamische Kraft entwickeln konnte: Der für ihn fatale Ausschluss aus dem Netzwerk bot den anderen Mitgliedern die Chance auf ihr eigenes Überleben.

// Literatur

- Hildebrand Veckinchusen (1921)**, Briefwechsel eines deutschen Kaufmanns im 15. Jahrhundert, herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Stieda. Leipzig, S. Hirzel.
- Asmussen, Georg (1999)**: Die Lübecker Flandernfahrer in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts (1358-1408). Frankfurt am Main, Peter Lang.
- Burkhardt, Mike (2009)**: Der hansische Bergenhandel im Spätmittelalter.

- Handel – Kaufleute – Netzwerke. Weimar, Böhlau.
- Dollinger, Philippe (2012):** Die Hanse, neu bearbeitet von Volker Henn und Nils Jörn. 6. Auflage Stuttgart, Kröner.
- Ewert, Ulf Christian / Selzer, Stephan (2007):** Netzwerkorganisation im Fernhandel des Mittelalters: Wettbewerbsvorteil oder Wachstumshemmnis? In: Berghoff, Hartmut / Sydow, Jörg (Hgg.), Unternehmerische Netzwerke. Eine historische Organisationsform mit Zukunft? Stuttgart, W. Kohlhammer Verlag, S. 45–70.
- Ewert, Ulf Christian / Selzer, Stephan (2010):** Wirtschaftliche Stärke durch Vernetzung. Zu den Erfolgsfaktoren des hansischen Handels. In: Häberlein, Mark / Jeggli, Christof (Hgg.), Praktiken des Handels. Geschäfte und soziale Beziehungen europäischer Kaufleute in Mittelalter und früher Neuzeit. Konstanz, UVK, S. 39–69.
- Graeber, David (2011):** Debt. The first 5,000 years. Brooklyn, Melvillehouse.
- Greve, Anke (1996):** Brügger Hosteliers und hansische Kaufleute: Ein Netzwerk vorteilhafter Handelsbeziehungen oder programmierte Interessenkonflikte? In: Jörn, Nils / Paravicini, Werner / Wernike, Horst (Hgg.), Hansekaufleute in Brügge. Teil 4: Beiträge der internationalen Tagung in Brügge April 1996. Frankfurt am Main, Peter Lang, S. 151–161.
- Guinnane, Timothy W. (2005):** Trust: A Concept Too Many, Economic Growth Center Yale University. Center Discussion Paper No. 907, Februar 2005 (http://papers.ssrn.com/sol3/papers.cfm?abstract_id=680744).
- Hammel-Kiesow, Rolf (2011):** Hildebrand Veckinchusen - ein Kaufmann an der Zeitenwende. In: Graichen, Gisela / Hammel-Kiesow, Rolf, Die deutsche Hanse. Eine heimliche Supermacht. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt, S. 219–46.
- Hammel, Rolf (1991):** Veckinchusen, Hildebrand. In: Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck. Neumünster, Karl Wachholtz, Bd. 9, S. 358–64.
- Irsigler, Franz (2009):** Hildebrand Veckinchusen: Ein spätmittelalterlicher Hansekaufmann in der Schuldenfalle. In: Zeitschrift für Verbraucher- und Privat-Insolvenzrecht Jg. 8 (Sonderheft), S. 46–50.
- Irsigler, Franz (1985):** Der Alltag einer hansischen Kaufmannsfamilie im Spiegel der Veckinchusen-Briefe. In: Hansische Geschichtsblätter Jg. 103, S. 75–99.
- Jahnke, Carsten (2007):** Geld, Geschäfte, Informationen. Der Aufbau hansischer Handelsgesellschaften und ihre Verdienstmöglichkeiten. Lübeck, Schmidt Römhild.
- Jenks, Stuart (2014):** Die Hanse als kybernetische Organisation. In: Auge, Oliver (Hg.), Hansegeschichte als Regionalgeschichte. Frankfurt am Main, Peter Lang, S. 59–84.
- Kluge, Matthias Franc (2013):** Zwischen Metropole, Fürst und König: Die Venedische Handelsgesellschaft der Kaufleute Veckinchusen und ihr Niedergang. In: Hansische Geschichtsblätter Jg. 131, S. 33–76.
- Murray, James M. (2005):** Bruges, Cradle of Capitalism, 1280-1390. Cambridge, Cambridge University Press.
- Noodt, Birgit (2003):** Ehe im 15. Jahrhundert – einige statistische Ergebnisse und die Ehe von Hildebrand und Margarete Veckinchusen. In: Hansische Geschichtsblätter Jg. 121, S. 41–74.
- Rößner, Renée (2001):** Hansische Memoria in Flandern. Alltagsleben und Totengedenken der Osterlinge in Brügge und Antwerpen (13. bis 16. Jahrhundert). Frankfurt am Main, Peter Lang.
- Selzer, Stephan / Ewert, Ulf Christian (2005):** Die Neue Institutionenökonomik als Herausforderung an die Hanseforschung. In: Hansische Geschichtsblätter Jg. 123, S. 7–29.
- Stieda, Wilhelm (1887):** Ein Geldgeschäft Kaiser Sigismunds mit hansischen Kaufleuten, in: Hansische Geschichtsblätter Jg. 6, S. 61–82.
- Winterfeld, Luise von (1929):** Hildebrand Veckinchusen. Ein hansischer Kaufmann vor 500 Jahren. Bremen, Friesen-Verlag.

// Angaben zur Autorin

Dr. Ulla Kypta arbeitet als Assistentin am Lehrstuhl für Allgemeine Geschichte des Mittelalters der Universität Basel. Sie beschäftigt sich mit spätmittelalterlicher Wirtschaftsgeschichte und der Modellierung von Transformationen. Aktuelle Publikationen: Von Brügge nach Antwerpen. Institutionen statt Organisationen, in: Rolf-Hammel-Kiesow, Stephan Selzer (Hrsg.), Hansischer Handel im Strukturwandel (Hansische Studien XXV), Trier 2016, S. 161–181. The Way a Language Changes: How Historical Semantics Helps Us to Understand the Emergence of the English Exchequer, in: History of Concepts 10 (2015), S. 29–47.

// FWK WIRD GEFÖRDERT DURCH DAS MARIANN STEEGMANN INSTITUT UND DAS INSTITUTE FOR CULTURAL STUDIES IN THE ARTS DER ZÜRCHER HOCHSCHULE DER KÜNSTE
// REDAKTION // SIGRID ADORF / KERSTIN BRANDES / SILKE BÜTTNER / MAIKE CHRISTADLER / HILDEGARD FRÜBIS / EDITH FUTSCHER / KATHRIN HEINZ / ANJA HERRMANN / KRISTINA PIA HOFER / MARIANNE KOOS / KEA WIENAND / ANJA ZIMMERMANN // WWW.FKW-JOURNAL.DE

GLÜCK AUF! FORTUNA UND RISIKO IM FRÜHNEUZEITLICHEN BERGBAU

Das Motiv der *fortuna di mare*, welche sich mit aufgeblähtem Segel den launischen Winden ausliefert, tauchte in italienischen Seehandelsstädten seit der Mitte des 15. Jahrhunderts mit zunehmender Häufigkeit auf und wurde zum Sinnbild neuzeitlicher Handels- und Entdeckungsreisen (Holländer 2006; Wolf 2013). Aufgrund der mit der Seefahrt verbundenen Wagnisse und Gefahren stieß Fortuna im Sinne von „das Glück aufs Spiel setzen“ gerade im Kontext des spätmittelalterlichen Seehandels auf Interesse. Erst um 1500 wird in der Fortuna-Ikonographie, die im Mittelalter Sinnbild für ein zyklisches Auf und Ab war, eine Akzentuierung des Aspekts der Unsicherheit und des Wagnisses greifbar. Zur Schicksalsgöttin, die „als Verwalterin sequenzialisierter Geschehensabfolgen“ (Münkler 2016: 311) ihr Rad im Auftrag Gottes dreht, gesellte sich eine, die Instabilität des Weltlaufs und die Macht des Zufalls symbolisierende Fortuna, die auf einer Kugel balanciert.

— Nun lässt sich beobachten, dass Fortuna um die Mitte des 16. Jahrhunderts von der See auf den Berg übertragen wird – wo in ihrer Figur wiederum Scheitern und Erfolg verhandelt werden. Über die Historisierung von Diskursen über erfolgreiche und gescheiterte Investitionen in den Bergbau in Text und Bild nehme ich das breite semantische Feld der Konzepte von Hoffnung, Risiko und Glück in den Blick. Dabei wird deutlich, dass Fortuna und Risiko innerhalb eines christlichen Tugenddiskurses verhandelt wurden und dass die ökonomische Produktivität von Hoffnung (auf Reichtum) untrennbar mit religiösen Sinndimensionen verknüpft war.

FORTUNA ZUR SEE — Besonders Kaufleute, die in ihren täglichen Geschäften Gefahren und Chancen, Verluste und Gewinne gegeneinander aufrechneten, sahen ihr Schicksal in der auf der Kugel balancierenden Fortuna repräsentiert. Für das Versprechen auf gute Geschäfte und Reichtum trieben sie mit Fortuna auf den unbeständigen Weltmeeren, riskierten Schiffbruch und setzten nicht selten auch ihr Leben aufs Spiel. Fortuna auf der Kugel symbolisierte somit nicht mehr nur Unsicherheit und Zufall, sondern auch das gewollte Eingehen beziehungsweise die Inkaufnahme von Risiko. So verwundert es auch nicht, dass die Ursprünge des Begriffs „Risiko“ aufs Engste mit dem Meer verbunden sind. Im 14. Jahrhundert taucht er in oberitalienischen Handelsstädten auf.

Risiko oder *risco* bedeutete „wagen“ im Sinne von „Gefahr laufen“. Der Begriff geht auf das griechische Wort *rhiza* zurück, was „Wurzel“ oder eben trefflich „Klippe“ heißt. Bezogen auf den Seehandel stand *rischiare* womöglich für „Klippen umsegeln“ oder sich in unbekannte Meereszonen vorwagen (Rammstedt 1992: 1045). Das Aufkommen des Risikobegriffs war somit mit Praktiken des Umgangs mit Unsicherheit verknüpft und befand sich über den Seehandel im Kontext von wirtschaftlichen und versicherungstechnischen Kalkulationen. Mit der Berechnung der drohenden Gefahr im Verhältnis zum erhofften Gewinn lässt sich der Risikobegriff in einem Diskursfeld verorten, das sich zwischen den Polen Verheißung von Reichtum und Glück auf der einen Seite und finanziellem Scheitern und Schiffbruch auf der anderen Seite eröffnet. Das bringt Risiko in eine Nähe zum Begriff „Scheitern“. Das Wort taucht im Neuhochdeutschen auf und bezeichnet ursprünglich ein zu *Holzscheiten* zerschelltes Schiff (Grimm 1893: Bd. 14, Sp. 2482–2484). Die Lust auf Gewinn oder das Begehren nach Reichtum, welches die Kaufleute zu ihren riskanten Unternehmungen motivierte, wird von den Fortuna-Darstellungen auf der visuellen Ebene reflektiert. Die auf der Kugel balancierende Fortuna erscheint als verführerische nackte Schönheit. Ihre betonte Weiblichkeit unterstreicht dadurch noch stärker die Lust und Begierde erweckenden Verlockungen des eingegangenen Risikos. Risiko beinhaltet somit nicht nur einen berechnenden und kalkulierenden Umgang mit möglichen Gefahren, sondern auch ein leidenschaftliches Moment. Fortuna trägt langes, wallendes Haar, das an die Stirnlocke Kairos, der antiken Personifikation der „günstigen Gelegenheit“, die es beim Schopfe zu packen gilt, erinnert, und hält ein vom Wind geblähtes Segel in den Händen (Meyer-Landrut 1997, Brink 2011). Fortunas verführerische Kraft beruht auf Vorstellungen des Zukünftigen und Unvorhersehbaren. Sie fungiert somit als eine vermittelnde Figur: Sie öffnet die materielle Seite der Ökonomie für das Imaginäre und Affektive. Ihr nackter Körper evoziert Affekte wie etwa hoffen, fürchten, wünschen und begehren. Die Sphäre des Ökonomischen erscheint durch Fortuna als Drama der Verführung.

FORTUNA UND DAS ERZ — Die Konjunktur des Erzbergbaus seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert und die dadurch geschaffenen materiellen Anreize lockten Fortuna in die Hügel und Täler der zentraleuropäischen Bergbauregionen. Eine ikonographische Verschränkung der Meeresfortuna mit den Unsicherheiten des Bergbaus wird in den 1590er Jahren in Basel greifbar. In der Stadt

am Rhein wirkte der Kaufmann, Sammler und Ratsherr Andreas Ryff (1550–1603). Mit dem Tuchhandel hatte er ein beträchtliches Vermögen erwirtschaftet und über seine Heirat mit Margaretha, der Witwe des Andreas Imhof, kam er in den Besitz von Bergwerkssanteilen im Elsässischen Giromagny und erbte zugleich auch Imhofs Amt als Basler Silberführer. Neben diesem Amt errichtete er mit zwei Basler Geschäftskollegen eine Schmelzhütte im Elsass und wirkte als Buchhalter dieses Unternehmens (Westermann 2009: 247). Zwischen 1574 und 1582 führte er über diese Aufgabe 65 geschäftliche Reisen nach Giromagny durch (Ryff 1600: 26v). Wie sehr er sich dem Bergbau verpflichtet fühlte, unterstreicht ein von ihm 1594 verfasstes Manuskript, das sich unter dem Titel *Münz- und Mineralienbuch* in der der Universitätsbibliothek Basel befindet. Dieses Manuskript besteht aus einem Vorwort in Gestalt einer Lobpreisung des Bergbaus als „hochlobliches, gantz nützliche und unvermeidliches“ Werk Gottes (Ryff 1594: Lr) sowie daran anschließend einem Inventar seiner Sammlung an Mineralien, Goldschmiedearbeiten und Münzen (Koprio 1960a, 1960b).

Zahlreiche Federzeichnungen des Basler Glasmalers Hieronymus Vischer illustrieren das Manuskript, darunter eine beidseitige Illustration, die die Arbeitsvorgänge im Bergbau von der Prospektion der Erze, ihrem Abbau unter Tage sowie dem Zerkleinern, Waschen, Schmelzen und Probieren an der Erdoberfläche zeigt [Abb. 1]. Diesen Tätigkeiten als Attribut zugeeignet, balanciert im rechten oberen

Viertel des Bildes eine Fortuna im stürmischen Meer neben dem Wappen der Familie Ryff, wobei eine Säule die Küstenlandschaft vom Bergwerk trennt. Auch im Vorwort des Manuskripts streicht Ryff die Unsicherheiten und Risiken des Bergbaugeschäfts heraus: Neben den vielen, die der Bergbau reich gemacht hat, gäbe es auch viele „die die Hoffnung, Edle und ryche gäng zu verbauen vylmahlen betrogen, wie auch mir oft widerfahren ist.“ (Ryff 1594: Kv). Als einer, der sich im täglichen Geschäft als Bergwerks- und Schmelzhütten-Unternehmer mit diesen Unsicherheiten



// Abbildung 1

Fortuna mit dem Wappen des Andreas Ryff und Bergbauszene (1594)

auseinanderzusetzen hatte, schrieb sich Ryff Fortuna als persönliche Devise zu, indem er seinen Namen in ihr geblähtes Segel zeichnete.

FORTUNA, GELD UND RISIKO: KONJUNKTUREN IM MONTANWESSEN —

Die Unsicherheit und Unbeständigkeit des Bergbaus, die Ryff mit Fortuna ins Bild setzte, hat auf der Textebene bereits eine bedeutend längere Tradition. Diskurse über Risiko, Glück und Hoffnung ziehen sich wie ein roter Faden durch die bergbauspezifische Literatur seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert. Sie reagierten auf eine besondere Konjunktur des Montanwesens. Begünstigt durch technologische Entwicklungen stieg die Förderung von Metallerzen im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts zunächst an. Der finanzielle Bedarf für die Einrichtung neuer Gruben, deren Unterhalt sowie für die Löhne der Arbeiter war ungemein hoch. Das nötige Kapital wurde über eine Anlageform mit der Bezeichnung *Kux* generiert.¹⁾ Das Verlangen nach reicher Ausbeute und den Wunsch einen Anteil daran zu haben, motivierte viele, sich finanziell an den Unternehmungen zu beteiligen, oder sogar selbst, auf eigene Faust, nach Bodenschätzen zu suchen. Dieses Verlangen endete jedoch weit häufiger in Schuld als in Reichtum. Gänge ertranken im Grundwasser und stürzten ein, andere Gruben erfüllten die Erwartungen auf reiche Silbererze nicht, sondern förderten nur taubes Gestein zu Tage. Unzählige Anekdoten berichten von sagenhaften Silberfunden und Personen die unermesslich reich wurden, aber auch von solchen, die im Bergbau verarmten oder starben. Der Chemnitzer Stadtphysicus und Bergbauexperte Georg Agricola erwähnt trefflich: „Aber gleichwoll ie weniger d[er] Bergkleuten gewin bstand hatt / ist er doch vil grösser und überflüßiger“ (Agricola 1557: iii). Besonders die Bergstadt Schneeberg im Erzgebirge war über einen sagenumwobenen Silberfund von 1477 in der Grube Sankt Georg zu großer Popularität gelangt. Dieser Silberfund mag höchstwahrscheinlich auch den Humanisten Petrus Niavis um 1490 zu einem Dialog zweier Männer, Arnolph und Florian, motiviert haben, die sich über die Risiken und Möglichkeiten einer finanziellen Beteiligung im Bergbau unterhalten. Arnolph beabsichtigt nach Schneeberg zu gehen, um sich ein Bild von der Situation der Gruben vor Ort zu machen, da er gerne eine bestimmte Summe Geld in den Bergbau investieren möchte. Florian steht diesem Vorhaben jedoch skeptisch gegenüber: „**Florian:** Willst Du Geld aufs Spiel setzen?

Arnolph: Allerdings.

Florian: Hole lieber die Würfel und im Handumdrehen

1)

Das sächsische Bergrecht kennt Kuxe seit dem Ende des 15. Jahrhundert. Es besagt, dass jede Gruben in 128 Kuxe aufgeteilt sein sollten. Kuxe sind somit Anteilsscheine an Gruben. Investoren konnten derartige Anteilsscheine erwerben und waren verpflichtet für den Unterhalt der Zeche und für die Arbeitskräfte regelmäßig Beiträge zu bezahlen, die Zubeße genannt werden. Gegen Ende einer jeden vierteljährlichen Abrechnungsperiode wurde ihnen der Gewinn ausbezahlt. Dieser Gewinn wird Ausbeute genannt. Kuxe wurden von sogenannten Kuxkränzlern bis weit über das Montangebiet hinaus beworben und verkauft. Jeder konnte derartige Anteilsscheine erwerben, egal ob adelig oder bürgerlich, als Gruppe oder Privatperson. Die Anteilseigner einer jeden Grube wurden Gewerke genannt. (Zycha 1921; Westermann 1997: 57–58; Westermann 1995: 212)

wirst du noch mehr dazu gewinnen – oder aber du verlierst alles, was du hast.

Arnolph: So ist es nicht mit den Erzbergwerken, das ist eine ehrliche und gerechte Sache, ohne dass jemand benachteiligt wird.

Florian: Was sagst Du? Du siehst doch, wie viele in höchste Not geraten sind, und wenn einer reich wird, so arbeiten hundert um sonst; sie stecken Gold und Silber hinein und bekommen Dreck und Steine heraus. Mein Rat ist, behalte dein Geld und verwende es zu einem Geschäft, bei dem ein sicherer Gewinn herausspringt.

Arnolph: Das will ich doch eben. Kennst du den Wilhelm Philippi?

Florian: Natürlich.

Arnolph: Der ist auf dem Berge und er hat es schon zu großem Reichtum gebracht; er war ärmer als ich und nun ist er ein großer Herr [...].

Florian: Du führst einen einzigen an, dem es nach Wunsch gegangen ist; ich könnte dir aber hundert nennen, die infolge ihrer Investitionen in die Bergwerke in die größten Schwierigkeiten geraten sind. Sie wären reich genug gewesen, aber sie wollten sich nicht zufrieden geben mit dem, woran sie einen sicheren Besitz hatten. Und so setzten sie ihr Hab und Gut aufs Spiel; mit vielen ist es sogar so weit gekommen, dass sie sich in derartige Schulden verstrickt haben, dass sie nicht wissen, wohin sie sich wenden sollen [...] Und wenn wir die Sache recht betrachten, so hat man viel mehr Geld in jenen Schneeberg und in die umliegenden Berge hineingesteckt als Gewinn daraus gezogen.

Arnolph: Die haben eben ihr Geld töricht angelegt, ich werde mich schon vorsehen, dass ich nicht eine Unbesonnenheit begehe, sondern mein Geld nur dort anlege, wo Gewinn zu erwarten ist.

Florian: Kannst Du in die Berge hineinsehen und erkennen, ob etwas Gutes darin steckt?“ (Niavis/Krenkel 1953: 39-40)

Erst nachdem Arnolph erwähnt, dass ein guter Freund, der auf dem Schneeberg lebt und schon seit Kindesalter mit den Gruben vertraut sein soll, sein Berater sein wird, willigt Florian ein, in das Geschäft miteinzusteigen und ebenso wie Arnolph hundert Gulden zu investieren.

_____ Dieser Dialog streicht die Verschränkung zwischen Bergbau, Risiko und Hoffnung heraus und zeigt ferner wie selbst Florian, die Personifikation eines glänzenden und edlen Goldstücks (*florin*), nicht vor Risikoinvestitionen zurückschreckte. Niavis' Dialog lässt seine Leser darüber im Unklaren, ob die Investition für die beiden glücklich ausging.

— Offener spricht dagegen der Basler Professor Philipp Bech über seine großen Verluste im Bergbau. Im Vorwort seiner deutschen Übersetzung von Georg Agricolas *De Re Metallica* auf Deutsch, die 1557 in Basel erschien, berichtet er von seinen missglückten Investitionen im Erzgebirgischen Bergbau:

„Diß aber muß ich leider auch von mir sagen / daß wo ich nicht zuo Freiberg in Meissen / item auf S. Anneberg / Schneeberg / Marieberg / Scharffenberg in Meissen / auch im Joachimsthal / und an anderen orten / da ich dann viel jar lang mitt grossen kosten gebauwet / und in etliche gruben zum offtermals mitt grosser gefahr selbs eingefahren / einen jeden windt / so bald hat geglaubet / und so viel unfündige massen helfen bauwen / solte mich solches wol umb ein grosses steuren und helffen / aber mitt seinem schaden lehrt man witzig werden.“ (Agricola 1557: Vorred).

— Um finanzielle Schäden durch Bergbau möglichst zu vermeiden und vielmehr Gewinn aus dem Geschäft zu schlagen, brauchten der Bergmann sowie der Investor – darin sind sich die Autoren der Bergbauaktate einig – fundiertes bergmännisches Wissen, Glück und gute Hoffnung.²⁾ Die persönliche Besichtigung der Gruben, Gespräche mit Bergbauverständigen, gemäßigte Haltung gegenüber dem Reichtum und Fleiß werden in den Texten zwar als Mittel genannt, das Risiko des Scheiterns zu verringern (Rülein von Calw, um 1500, Biringuccio 1558: 9v, Agricola 1557: Buch 1 und 2, Soleas 1600: 14), eliminieren lasse es sich jedoch nicht. Unsicherheit liege in der Natur des Bergbaus, die von den Bergleuten auch eine entsprechend risikobereite Veranlagung fordere. Nach einer expliziten Nennung von Risikobereitschaft als positiver Eigenschaft für den Bergbau sucht man jedoch vergebens. Obwohl sie unverkennbar eine zentrale Tugend eines erfolgreichen Bergmanns darstellt, wird sie in den Quellen – die folgenden Ausführungen verdeutlichen dies – nur ex negativo benannt.

HOFFNUNGEN – VERSPRECHEN: DIE WETTE AUF DIE ZUKUNFT

— Georg Agricolas Dialog *Bermannus, sive de re metallica*, der 1530 bei Froben in Basel mit einem Vorwort von Erasmus erschien, bringt diese notwendigen Veranlagungen eines guten Bergmanns auf den Punkt. Bei dem Dialog handelt es sich um ein Gespräch zwischen dem Bergbauverständigen namens Bermannus mit zwei gelehrten und angesehenen Ärzten, Johannes Naevius und Nicolaus Ancon. Bereits der Auftakt ihres Gesprächs dreht sich um ökonomische Fragen und darum, ob eine Investition in den Bergbau eine

2)

Der italienische Metallurg Vannoccio Biringuccio formuliert diesen Sachverhalt in seiner *Pirotechnia* folgendermaßen: „Die Berge sind die Matrix aller meist geschätzten Reichtümer (le matri di tutte le piu stimate ricchezze T.A.) und die Repositorien aller Schätze, und wenn du weißt, wie du den Weg zu ihnen öffnest mit der Hilfe des Glücks und guter Kenntnis, dann wirst du nicht nur zum Zentrum gelangen, wo all diese Dinge verborgen sind, sondern du wirst ohne Zweifel so reich werden wie die vorhin genannten Personen oder noch reicher, und du wirst dich mit Ehre, Autorität und allen weiteren Vorzügen schmücken, die der Reichtum bringt [...]“ (Biringuccio 1558: 9v; Übersetzung TA.)

sinnvolle und ertragreiche Anlage sei. Die gute Hoffnung erscheint dabei als Grundvoraussetzung eines jeden Investors:

„**Bermann:** Hoffen muss man freilich immer; denn außer Hoffnung hat unsereiner nichts, und gerade dann, wenn die Schächte bis auf 100 Lachter abgeteuft sind. [...].

Ancon: Für Hoffnung zahl' ich aber kein Bargeld.

Bermann: Was soll das heißen?

Ancon: Nun, man muß doch beim Bergbau große Aufwendungen machen. Wenn mich da nun meine Hoffnung betrogen hat, dann würde ich glauben, dass man mich mit Recht auslachen kann. Denn ich hätte ja mein sicheres Geld auf ganz unsichere Dinge gewendet und würde mich unbesonnen meines Vermögens entäußert haben.

Bermann: Deine allzu große Vorsicht wird dir immer im Wege stehen! Du wirst niemals ein guter Bergmann und niemals ein reicher werden. Aber bei dieser deiner Sicherheitsvernünftelei würde niemals ein Bauer säen können, weil er eine Katastrophe fürchten muss. Auch könnte kein Kaufmann Seehandel treiben, er muss ja mit einem Schiffbruch rechnen. Und niemand könnte Kriegsdienste leisten, da der Ausgang jedes Krieges unsicher ist. Alle aber halten sich an die Hoffnung, und häufig genug läuft das gut aus.“ (Agricola /Wilsdorf 1955 [1530]: 81-82)

—— Bermanns Antwort unterstreicht, dass nicht nur die finanzielle Betätigung im Bergbau, sondern Gewinnstreben im Allgemeinen mit zukunftsgerichteten Affekten wie wagen, begehren, hoffen, wünschen und glauben einhergehen. Diese Aussage erscheint vor dem Hintergrund aktueller ökonomischer und moralischer Debatten über Nutzen und Ertrag von Risikoinvestment nicht besonders erstaunlich. Möchte man aber diese Wirtschaftspraktiken in ihren spezifischen frühneuzeitlichen Eigenlogiken und Sinnzusammenhängen erfassen, so erweist sich eine Historisierung von Glücks- und Hoffnungsdiskursen im Kontext des Bergbaus als produktiv.

FORTUNA UND DIE CHRISTLICHEN TUGENDEN —— Die anhand der Quellenbeispiele thematisierten Investitionspraktiken und -diskurse sind allesamt mit Erwartungen verbunden und beruhen auf einem von der Gegenwart auf die Zukunft gerichteten prognostischen Wissen, auf Imaginationen und Fiktionen, welche die Zukunft immer auch mitstrukturieren – und die im Bild der Fortuna eine ihrer Formulierungen finden. Gerade für

die frühneuzeitliche, nicht säkularisierte Gesellschaft ist es zentral, Religion als sinnstiftendes Moment in die Analyse dieser Zukunftsmodelle miteinzubeziehen. Die Hoffnung der Bergleute und Investoren richtete sich auf zukünftige Ereignisse, deren Ausgang zwar unbestimmt war, die aber dennoch, für die Menschen unerkennbar, der göttlichen Providenz unterstanden. Die unter der Erdoberfläche verborgenen Erze galten als „Schatz“ der göttlichen Vorsehung: Gott offenbare einem jeden Volk und jeder Generation nur so viel wie ihnen zustehe.³⁾

— Hoffnung im Kontext frühneuzeitlicher Wirtschaftspraktiken war somit keineswegs ein durchweg säkulares Konzept, das individuelles Gewinnstreben und positive Erwartungen zukünftiger Gegebenheiten implizierte. Vielmehr entfaltet die Hoffnung ihre Bedeutung als christliche Tugend (*spes*), die neben Glauben (*fides*) auch Liebe (*caritas*) einschloss. Die Assoziation von Bergbau mit Unsicherheit und Risiko eröffnet folglich ein Spannungsverhältnis zwischen einem Verlangen nach Reichtum und der Furcht vor dem finanziellen Scheitern, das innerhalb eines christlichen Tugenddiskurses situiert ist. Matthäus Gundelachs (1566–1652) Allegorie des Bergbaus leistet eine elaborierte Visualisierung dieses Verhältnisses [Abb. 2] – und sie greift auf die Fortuna-Ikonographie zurück: Im Zentrum des Bildes posiert eine verführerische Fortuna, die lediglich einen durchsichtigen Schleier um die Hüfte trägt. Sie hält ein vom Wind geblähtes schmales Band mit beiden Händen und ein kleines Windrad in ihrer linken Hand. In Schrittstellung balanciert sie auf einem Rad, das aber mehr ist, als nur ein Rad des Schicksals. Es ist ein Haspelrad, das Erze und Schutt aus der Tiefe an die Oberfläche befördert (Holländer 2000) und das Fortuna anzutreiben scheint. Im rechten Vordergrund ist ein positiv konnotierter Bergmann in Arbeitskleidung positioniert, der eine große Erzstufe in seiner rechten und eine Bergbarte in seiner linken Hand hält. Sein Blick ist aus dem Bild hinaus auf die Betrachter gerichtet. Weitere Erzstufen befinden sich unter der Hand des Bergmanns sowie im linken Vordergrund neben dem Haspelrad. Die an der Oberfläche ausgestellten Bodenschätze verweisen auf einen noch größeren Schatz unter der Erde. Auf diesen verborgenen Schatz hat es auch eine deutlich negativ konnotierte Gruppe von Männern abgesehen, die hinter Fortunas Rücken agieren. Drei Männer sind damit beschäftigt, gewaltsam mit Schaufel, Holzstock und bloßen Händen den Boden aufzureißen, um an die verborgenen Reichtümer zu gelangen. Neben ihren gewalttätigen und unbeholfenen Bewegungen, machen ihre Kleidung und

3)
„Es müssen alle Perckwerchser-
fahrne so die klüfft und gäng der
berge auch die Tieffe derselbigenn
bevahren und erkündiget haben frei
mit mir bekennen, das der Alwyse
Gott und Schöpffer der Welt durch
sein Providenz und gnedige fürsehung
in der Erden, ja in den grausamen und
harten felsen, der jetzigen volckry-
chen welt, sehr grosse, ryche und
Edle Schätz verborgen und verordnet
hat als zu einem gwissen Sparhaff-
ten und unfehlbaren Schatz der welt,
welche Schätz nach seiner Providenz,
von tag zu tag, ihr einer nach dem
andern (und keins wegs alle zu mahl)
verzeigt, gefunden, und offenbaret
werden, darauss wir augenscheinlich
schliessen und erkennen mögen,
dass Gott der Herr einem jeden Volck,
ja einem jeden Menschen ewig für-
sehen und verordnet habe, was ihme
gepeürt und werden soll [...]“ (Ryff
1594: D–E).

ihr Werkzeug deutlich, dass hier keine sachverständigen Bergleute am Werk sind, sondern gierige Schatzsucher. Ein vierter, älterer Mann mit einem Buch in der Hand scheint ihnen Anweisungen zu geben. Gundelach eröffnet den Betrachtern, was für die Schatzsucher noch unsichtbar ist: Unter ihnen im Verborgenen befindet sich, nur schwer erkennbar, ein Münzhort. Dass die Gier der Schatzsucher jedoch nicht zum Erfolg, sondern vielmehr in ihr Verderben führen wird, lässt das funkelnde Auge eines lauernden Biests erkennen, das sich im hintersten Winkel verbirgt. Gundelach stellt in seiner Allegorie die von Gott geschaffenen Bodenschätze (Erze) den von Menschenhand geschaffenen Schätzen (Münzhort) gegenüber und spielt den kundigen und tugendhaften Bergmann gegen den gierigen Schatzsucher aus. Beide gruppiert er jedoch auf der Achse des Glücks. Im Sinne des Verständnisses von *virtù vince fortuna* der Renaissance, wie es etwa in Leon Battista Albertis Schrift *Della familia* zum Ausdruck kommt, zogen Tugendhaftigkeit und gute Fähigkeiten eine wohlgesonnene Fortuna an, ein Mangel an *virtù* dagegen das negative Geschick (Vogt 2016: 91). Außerdem überblendet Gundelach die Fortuna geschickt mit den Allegorien von *veritas* (Tervarent 1944; Vistarini, Sajo 2013) und *natura*, die sich so ebenfalls auf die Seite des lauernden Bergmannes schlagen. Die weibliche Nacktheit steht damit für dessen reine Absichten, ihm enthüllt sie Geheimnisse und Wahrheiten – und im Betrachter entzündet sie das Begehren, an den Privilegien des Bergmannes teil zu haben.

— Die christliche Fundierung der Hoffnungen von frühneuzeitlichen Bergbau-Investoren erfährt eine zusätzliche Wendung in der Schrift *Ein geistliches Bergwerk* (1655) des Zellerfelder Bergpredigers Peter Eichholtz. Er benennt drei zentrale Eigenschaften, die ein tugendhafter Bergbau-Investor haben muss: Hoffnung, der Wille zu geben und die Kraft beharrlich abzuwarten. Zur Hoffnung führt er folgendes aus:

„Ein bawender Gewercke beym Bergwerck muß eine starcke Hoffnung auf reiche Außbeute haben / wiewol es geschiehet / daß man bey seiner guten starcken Hoffnung offft betrogen wird



// Abbildung 2

Matthäus Gundelach, Allegorie des Bergbaus (ca. 1620)

/ wie angeführet: da alle Hoffnung aufs Zeitliche dero gestalt betrieglich ist / wie neben der Erfahrung die H. Schrift so klar bezeuget Psal. 146/3. 1. Tim 6/17. Wie kan den bey dem Bergwerck die Hoffnung unbetrieglich und gewisser seyn. Eine gewissere Hoffnung hat ein Christen Mensche was das ewige Gut belanget: Denn dieselbige siehet nicht auff ein so flüchtig und vergänglich Gut / wie die Hoffnung so auf zeitliche Dinge gerichtet.“ (Eichholtz 1655: 533)

—— Eichholtz stellt die weltlichen, vergänglichen Güter den himmlischen, ewigen Gütern gegenüber und relativiert somit die Geschehnisse des irdischen Glücks im Hinblick auf die göttliche Vorsehung und Beständigkeit. Er nimmt somit einen Gedanken auf, der bereits von Andreas Ryff ein halbes Jahrhundert zuvor explizit gemacht wurde. Ryff führt in seinem *Münz- und Mineralienbuch* an, dass Privatpersonen, die ihr Glück im Bergbau versuchen, den erlittenen Schaden nicht als Verlust abtun sollten. Der persönliche Verlust stelle vielmehr einen Akt der Nächstenliebe (*caritas*) für die Gemeinschaft dar, da die regelmäßigen Zahlungen vielen Menschen Arbeit verschaffe, die sonst in Armut leben müssten (Ryff 1594: Lr).

—— Sowohl der Bergprediger Eichholtz als auch der Kaufmann Ryff setzen die irdischen, vergänglichen Güter immer auch in einen Bedeutungszusammenhang zu den göttlichen unvergänglichen Dingen und dieses Verhältnis bestimmt auch das Konzept von Glück im Bergbau des 16. und frühen 17. Jahrhunderts.

FAZIT —— Die Verhandlung von Erfolg und Scheitern im frühneuzeitlichen Bergbau besitzt im Kontext der heutigen Wirtschaftslage und den allgegenwärtigen Diskussionen über Risiko und Sicherheit eine bemerkenswerte Aktualität. Auch der hier vorgenommene Fokus auf das frühneuzeitliche Montanwesen bietet eine Bezugnahme zu heute geradezu an, ist doch seine Geschichte damals wie heute stark von einem wirtschafts- und technikgeschichtlichen Narrativ des Protokapitalismus geprägt. Doch eine Ausrichtung auf die ökonomischen und technologischen Innovationen im Bergbau und ihre Deutung als zugleich Wegbereiter und Motor des Kapitalismus läuft Gefahr, die spezifischen Eigenlogiken und Sinndimensionen des frühneuzeitlichen Wirtschaftens zu verkennen. Die in diesem Artikel vorgenommene Historisierung der Wirtschaftspraktiken im Bergbau am Beispiel der diskursiven und ikonographischen Bedeutung von Fortuna zeigt, dass die Verschränkung von Bergbau, Glück und Risiko ihre ökonomische Produktivität gerade innerhalb eines christlichen Tugendverständnisses entfalteteten und nicht in

der Abkehr davon. Das zeitgenössische bergmännische Sprichwort, bringt es auf eine eingängige Formel: „Wer Bergwerck wil bawen / muss Gott und dem Glück vertrauen“ (Löhneysen 1617: 3).

// **Abbildungsnachweis**

Abb. 1: Fortuna mit dem Wappen des Andreas Ryff und Bergbauszene. Ryff Andreas (1594): Münz- und Mineralienbuch. Basel. ©Universitätsbibliothek Basel, [A lambda II 46a].

Abb. 2: Matthäus Gundelach, Allegorie des Bergbaus, Augsburg ca. 1620. Öl auf Leinwand, 133 x 86 cm ©Dortmund, Museum für Kunst und Kulturgeschichte, Inv.Nr. C 5188

// **Literatur**

Agricola, Georg (1557): Vom Bergwerck xii Bücher. Basel: Froben.

Biringuccio, Vannoccio (1559): De la Pirotechnia. Venetia, P. Gironimo Giglio.

Brink, Claudia (2011): Fortuna. In: Fleckner, Uwe u.a. (Hg.): Handbuch der Politischen Ikonographie, 2. Bde. München: Beck, Bd. 1, S. 353–359.

Eichholtz, Peter (1655): Geistliches Bergwerck/ Das ist: Andächtiger/ lieblicher und beweglicher Betrachtungen: wie an dem löblichen Bergwerck/ dabey vorgehendem Baw/ wie auch alltäglicher Arbeit in den Pochwercken/ Hüttel/ Müntze und andern Orten vorgehend/ das ganze Christenthumb ... vorgestellt sey; Allen denen/ beydes/ so bey dem Bergwerck umbgehen/ ... erbawlich zu lesen. Goslar, Dunker.

Grimm, Jacob / Grimm Wilhelm (1893): Scheitern. In: Dies.: Deutsches Wörterbuch, 33 Bde. Leipzig, Hirzel, 1893, Bd. 8. Sp. 2482 bis 2484.

Holländer, Hans (2000): Kommentare und Notizen zur Bildgeschichte des Bergbaus.

In: Ders.: Erkenntnis, Erfindung, Konstruktion. Berlin, Mann, 643–672.

Holländer, Hans (2006): Die Kugel der Fortuna. In: Das Mittelalter 1, 1, 149–167.

Koprio, Georg (1960a): Das Münzbüchlein des Andreas Ryff (Teil 1). In: Der Anschnitt Jg. 12, H. 2, S. 9–12

Koprio, Georg (1960b): Das Münzbüchlein des Andreas Ryff (Teil 2). In: Der Anschnitt Jg. 12, H. 3, S. 7–13.

Krenkel, Paul (Übs.) (1953): Paulus Nivis: Zwei Gespräche aus dem Thesaurus Eloquentiae des Nivis. In: Dies. Iudicium Iovis oder das Gericht der Götter über den Bergbau: Ein literarisches Dokument aus der Frühzeit des Deutschen Bergbaus. Berlin, Akademie, S. 39–40.

Löhneysen, Georg Engelhardt (1617): Bericht/ Vom Bergwerck: Wie man dieselben Bawen/ und in guten Wolstandt bringen soll/ sampt allen darzu gehörigen Arbeiten/ Ordnung und rechtlichen Proceß. Zellerfeldt, Löhneysen.

Meyer-Landrut, Ehrengard (1997): Fortuna. Die Göttin des Glücks im Wandel der Zeiten. München, Dt. Kunstverl.

Münkler, Herfried (2016): Gewalthandeln, Rückzug ins Private oder Kalkülationalität? Über den Umgang mit Kontingenz im Denken der Frühen Neuzeit. In: Böhme, Hartmut: Contingentia. Transformationen des Zufalls. Berlin, Walter de Gruyter, S. 305–325.

Rammstedt, Ottheim (1992): Risiko. In: Ritter, Joachim u.a. (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, 13. Bde. Darmstadt, Wiss. Buchges. Bd. 8, Sp. 1045–1050.

Rülein von Calw, Ulrich (1518), Eyn wohlgeordnet und nützlich büchlein, wie man bergwerck suchen und finden soll. Worms, Peter Schöfer.

Ryff, Andreas (1594): Münz- und Mineralienbuch. Universitätsbibliothek Basel, A lambda II 46a.

Ryff, Andreas (1600): Reiss Biechlin. Universitätsbibliothek Basel, A lambda II 44a.

Soleas, Nikolaus (1600): Ein Büchlein von dem Bergwerck/ Wie man dasselbige nach der Rutten vnnd Witterung bawen sol/ Allen so darzu lust haben/ sehr dienstlich/vnd zu wissen nötig [...]. Zerbst, Johann Schleier.

Tervarent, Guy de (1944): Veritas and Justitia Triumphant. In: Journal of the Warburg and Courtauld Institutes, Jg. VII, S. 95–101.

Vistarini, Antonio Bernat / Sajo, Tomas (2013): Veritas filia dei. La Iconografía de la verdad entra dos horizontes culturales propósito de la ITHIKA HIROPOLÍTICA (1712). In: Taula, quaderns de pensament Jg 45, S. 317–344.

Vogt, Peter (2016): Virtù vince fortuna. Wandel und späte Blüte eines frühneuzeitlichen Topos. In: In: Böhme, Hartmut: Contingentia. Transformationen des Zufalls. Berlin, Walter de Gruyter, S. 75–114.

Westermann, Angelika (2009): Die vorderösterreichischen Montanregionen in der Frühen Neuzeit. Stuttgart, Steiner.

- Westermann, Ekkehard (1995):** Kux. In: North, Michael (Hg.), Von Aktie bis Zoll: Ein historisches Lexikon des Geldes. München, Beck, S. 212.
- Westermann, Ekkehard (1997):** Silberproduktion und -handel. Mittel- und Oberdeutsche Wirtschaftsverflechtungen im 15./16. Jahrhundert. In: Neues Archiv für Sächsische Geschichte Jg. 68, S. 47–65.
- Wilsdorf, Helmut (1955 [1530]):** Georg Agricola: Bergmannus oder über den Bergbau. Berlin, Dt. Verl. der Wiss.
- Wolf, Burkhardt (2013):** Fortuna di Mare: Literatur und Seefahrt. Zürich, Diaphanes.
- Zycha, Adolf (1921):** Das Wort Kux. In: Zeitschrift für Bergrecht 62, S. 407–412.

// Angaben zur Autorin

Tina Asmussen ist Postdoctoral Research Fellow am Max Planck Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin. Vorher war sie wissenschaftliche Koordinatorin des ProDoc „Sites of Mediation“ (Basel/Bern). 2012 wurde sie an der Universität Luzern mit einer Arbeit über „Scientia Kircheriana – Maschinerien des Wissens bei Athanasius Kircher“ promoviert. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Wissens- und Sammlungsgeschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Bild-, Medien- und Kommunikationsgeschichte, Wahrnehmungsgeschichte und Repräsentation. Aktuell arbeitet sie an ihrem zweiten Buch *Subterranean Economies – Material and Epistemic Culture of the Mines in Early Modern Europe, 1490–1630*. Sie ist Mitglied im Herausgeber-Team der Schweizerischen Geschichts-Zeitschrift ‚*traverse*‘ – *Zeitschrift für Geschichte/Révue d'histoire*.

// FWK WIRD GEFÖRDERT DURCH DAS MARIANN STEEGMANN INSTITUT UND DAS INSTITUTE FOR CULTURAL STUDIES IN THE ARTS DER ZÜRCHER HOCHSCHULE DER KÜNSTE
// REDAKTION // SIGRID ADORF / KERSTIN BRANDES / SILKE BÜTTNER / MAIKE CHRISTADLER / HILDEGARD FRÜBIS / EDITH FUTSCHER / KATHRIN HEINZ / ANJA HERRMANN / KRISTINA PIA HOFER / MARIANNE KOOS / KEA WIENAND / ANJA ZIMMERMANN // WWW.FKW-JOURNAL.DE

FORTUNA ODER DIE UMSTÄNDE VON ERFOLG UND SCHEITERN IN DER POLITISCHEN THEORIE DER VORMODERNE

Scheitern hat Konjunktur. Versprochen wird, dass Scheitern eine Chance darstellt, dass es ‚produktiv‘ sein kann. Scheitern wird heute als wichtiger Lernprozess auf dem Weg der Selbstoptimierung ‚verkauft‘, aus dem Erfolg erwachsen kann – und sogar muss. Scheinbar ist dem Scheitern der Nimbus des Versagens, der existentiellen Grenzerfahrung und der Makel des Verlierens genommen. Scheitern ist wertvoll: es regt an, mehr zu arbeiten, kreativer zu sein, die Lösungen von Problemen noch tatkräftiger anzugehen. Es ist der Tatkraft des Individuums vorbehalten, sich selbst aus den Missständen herauszuheben. Bleibt der „Erfolg durch Scheitern“ aus, liegt der Grund dafür auch allein im Individuum.

— Schaut man sich die Beziehung von Scheitern zu anschließendem Erfolg aus dem Blickwinkel der vormodernen politischen Theorie an, so scheint sich zunächst ein *Déjà-vu* einzustellen. Nach Jacob Burckhardts wirkmächtiger Darstellung „erhebt sich in der Renaissance mit voller Macht das *Subjektive*; der Mensch wird geistiges *Individuum* und erkennt sich als solches“ (Burckhardt [1860] 1930: 95). Damit einher geht, jedenfalls nach dem Narrativ des neunzehnten Jahrhunderts, die Idee *virtù vince fortuna*, dass also Tatkraft das Schicksal besiegt, als Leitmotiv des Humanismus (Garin 1965: 61). Dieses Renaissancenarrativ betont die schöpferische Macht menschlicher Kreativität und die Möglichkeit der Meisterschaft über das eigene Schicksal. Es scheint, als seien die Fundamente für die Produktivkraft des Scheiterns gerade in der Renaissance entstanden. Diese Vorstellungen sind jedoch Produkte der Geschichtsschreibung des neunzehnten Jahrhunderts und stellen sich in den Schriften von Renaissancedenkern durchaus anders dar.

— Im folgenden werde ich zeigen, dass Denker der Renaissance den Zusammenhang von Scheitern, menschlicher Produktivität und Erfolg anders bewerten würden, als wir es heute tun. Denn nicht alleine aus individueller Tatkraft, Kreativität und ‚Produktivität‘ lassen sich ungünstige Situationen in ‚Erfolge‘ verwandeln. In der Vormoderne wird dem Zufall, den Umständen, die unbeflussbar von menschlichem Willen und menschlichen Taten sind, eine ungleich entscheidendere und sogar eine bestimmende Rolle zugesprochen. Dabei muss vorausgesetzt werden, dass das

Vokabular von ‚Scheitern‘ und ‚Erfolg‘, die wir diskutieren, der Sprache der politischen Theorie der Renaissance nicht eigen war. Es ist vielmehr in einer Denk- und Diskurstradition zu verorten, die von wirtschaftswissenschaftlichen Theorien des späten neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts beeinflusst ist, und durch die heutige Gesellschaftstheorien massgeblich geprägt sind.¹⁾ Politische Denker der Renaissance betrachteten Scheitern und Erfolg nicht unter wirtschaftlichen, sondern unter politischen Gesichtspunkten. ‚Politisch‘ bedeutet in diesem Zusammenhang, dass der Fokus der Analyse auf dem Gemeinwesen, der *civitas* oder *respublica* liegt, nicht aber auf dem ungebundenen Individuum und dessen persönlicher Gewinnmaximierung (Rubinstein 1990). Trotz der divergierenden Sprachen²⁾ der politischen Theorie der Renaissance einerseits und des wirtschaftlich-individualisierten Idioms der Moderne andererseits, lohnt sich der Blick in die Vormoderne, um klarer einordnen zu können, welche politische Bedeutung die Konjunktur des Scheiterns haben könnte.

II. — Philosophen und Politiktheoretiker im sechzehnten Jahrhundert operierten nicht mit einer linearen Idee des Fortschritts, die seit der Aufklärung dominant in der europäischen Theorie ist, sondern sie dachten zyklisch. Sich auf Platon, Aristoteles und Polybios stützend, deren Denken sie rezipierten und für ihre Gegenwart fruchtbar machten, sind vormoderne Philosophen überzeugt, dass das Leben der Einzelnen genauso wie die Existenz und Form der Gemeinschaft bestimmten Kreisläufen unterworfen sind. Aufstieg und Fall des Individuums wie der Gesellschaft sind damit nur bedingt steuerbar. Vielmehr ist es das Schicksal, das das Auf und Ab des Lebens weitgehend bestimmt. Verkörpert wird es durch die weibliche kapriziöse Figur der römischen Göttin Fortuna, die auch im christlichen Denken ihren Platz fand. Sie ist es, die in das menschliche Leben und in menschliche Pläne kontrollierend – und oft zerstörend – eingreift. Seit dem 12. Jahrhundert finden wir Darstellungen der Fortuna wie sie das Rad des menschlichen Lebens von Hand dreht (Pickering 1970: 213; Murray 1978: 99). Auf dem Rad steigen Figuren auf und stürzen tief hinab; oft sind diese Figuren als Herrscher oder Edelleute identifizierbar, aber es werden auch (jedoch weniger oft) einfache Menschen abgebildet. Wenn die bildliche Darstellung die Unwägbarkeiten des Herrschens im Besonderen thematisiert, so sehen wir Königsfiguren, die sich unsicher auf dem Glücksrad befinden. Ihnen sind Inschriften zugeordnet: „ich regiere“ (wenn sich der Herrscher obenauf

1) Dies hat zuletzt Joel Isaac zum Begriff der „Innovation“ und des „historischen Wandels“ überzeugend dargelegt, indem er den Einfluss des Schumpeter'schen Konzepts von „Unternehmertum“ auf Theorien der Geschichtswissenschaft nachzeichnet (Vgl. Joel Isaac, „Progress, Innovation and the Problem of Conceptual Change“, Vortrag im Rahmen der Konferenz *History, Politics and Law*, Universität Cambridge, 16. Mai 2016. Vgl. Schumpeter [1912] 2006).

2) Ich benutze Sprache hier im Sinne von „language“ als Ausdruck verschiedener Idiome oder rhetorischer Konventionen bestimmter Diskurse (Vgl. Pocock 1987, Brett 2002: 117–118.)

befindet), „ich habe geherrscht“ (wenn er sich im Fallen befindet), „ich bin ohne Reich“ (wenn Fortuna das Rad so dreht, dass er herunterfällt) und „ich werde regieren“ (wenn er sich auf dem Weg nach oben befindet). Zwar kann in diesem Bild das absolute Scheitern („ich bin ohne Reich“) von dem Versprechen auf zukünftige Macht („ich werde herrschen“) abgelöst werden [Abb. 1.]. Jedoch ist dies nicht vom Unternehmergeist oder der kreativen Tatkraft des Individuums abhängig. Nicht der Mensch, sondern Fortuna ist für den Erfolg und den Misserfolg verantwortlich – und beides ist durch den Menschen selbst nur wenig beeinflussbar. Schicksalhaft liegen Scheitern und Erfolg im Mittelalter in den Händen einer Frau – die in der Renaissance von einer Herrscherin auch noch zu einer aufreizenden Verführerin wird. Mit ihr bekommen es die Männer auf der Jagd nach Glück zu tun.

— Niccolò Machiavelli, einer der einflussreichsten Renaissance-theoretiker, in dessen politischem Denken Fortuna eine zentrale Stellung innehatte, stellte die Glücksgöttin als mächtige Lenkerin des menschlichen Schicksals dar. Das mag zunächst erstaunen, denn vielfach wurde und wird Machiavellis berühmter Fürstenspiegel *Il Principe* (verfasst um 1513, gedruckt 1532) als der Inbegriff der Vorstellung gesehen, dass menschliche Tatkraft (*virtù*) die Fortuna besiegen könne. Zu den wohl bekanntesten Zitaten aus Machiavellis *Il Principe* gehört schliesslich, dass Fortuna „ein Weib [sei], und man muss sie schlagen, um sie zu beherrschen“ (Machiavelli 1986: 199). Liest man *Il Principe* jedoch genauer, wird deutlich, dass sich Fortuna niemals völlig durch menschliches Handeln beherrschen oder gar unterkriegen lässt. Im Gegenteil, es ist Fortuna, die das menschliche Schicksal kontrolliert. „Fortuna ist zur Hälfte Herrin über unsere Taten, aber sie lässt die andere Hälfte – oder fast so viel – unserer Entscheidung“ (Ebd: 193). Nach Machiavelli *gewährt* es Fortuna den Menschen, ungefähr die Hälfte des eigenen Handelns und damit den Erfolg und Misserfolg, der aus diesem Handeln erwächst, zu steuern. Sie ist es sogar, die bestimmt, wann sie sich gerne (und, wie Machiavelli andeutet, lustvoll) von stürmischen Jünglingen schlagen lässt, und wann sie vermeintlich verweiblichte und sanfte Männer bevorzugt. Die weibliche Fortuna hat also die Oberhand; der Mensch ist ihrem Willen ausgeliefert (Becker 2012).



// Abbildung 1
Das Rad der Fortuna (12. Jahrhundert)

—— Konsequenterweise warnt Machiavelli davor, zu sehr auf Fortunas guten Willen zu bauen: „ein Fürst, nämlich, der sich ganz auf das Schicksal (*la fortuna*) verlässt, geht unter, sobald dieses wechselt“ (Machiavelli 1986: 195). Auf Fortuna ist kein Verlass, das ist eben die Crux; das Scheitern droht immer. Ein Fürst sollte deshalb die Schriften der Alten als Vorbilder studieren; aus ihren Fehlern und von ihren Erfolgen lernen. Er muss neben seinem Geist auch seinen Körper ertüchtigen, um kraftvoll auf die Launen der Fortuna eingehen zu können. Schlussendlich kann Fortuna aber nur gelegentlich in Schach gehalten, aber niemals besiegt werden, ihre Macht liegt in ihrer Unberechenbarkeit. Um Fortuna als ebenbürtiger Gegner begegnen zu können, müsste der Mensch in der Lage sein, auf jede neue Situation mit raschem Wandel und Anpassung an die Erfordernisse der Umstände zu reagieren. Die Natur des Menschen erlaubt aber einfach nicht die Konstanz des Wandels, die dafür nötig ist (Ebd).

—— Zwar bewundert Machiavelli diejenigen Männer – und im Übrigen auch Frauen, wie er am Beispiel Caterina Sforzas darlegt – die es vermögen, sich durch *virtù*, also durch eigene Tüchtigkeit, zu Herrschern oder Gesetzgebern aufzuschwingen und die nicht schon durch das Glück ihrer Geburt, z.B. in ein Herrscherhaus hinein, von Fortuna begünstigt sind. Aber auch solche „neuen Männer“ (*uomini nuovi*) sind vor den Launen der Fortuna und vor dem ultimativen Scheitern nicht gefeit. Dies diskutiert Machiavelli ausgiebig am Beispiel des Cesare Borgia. Selbst der „neue Mann“ Borgia „gewann die Herrschaft durch das Glück seines Vaters“ (*con la fortuna del padre*) und verlor sie mit diesem, „obwohl er jedes Mittel gebrauchte, und all das tat, was ein kluger und tüchtiger Mann (*uno prudente e virtuoso uomo*) tun musste, um in jenen Staaten Wurzeln zu schlagen“ (Ebd.: 51). Auch ein tatkräftiger und kreativer *uomo virtuoso* ist der Fortuna ausgeliefert. Als Fortuna Cesare Borgia fallen liess (der Vater, Papst Alexander VI. 1503 starb), habe Cesare den taktischen Fehler begangen, nicht dafür zu sorgen, dass ein ihm wohlgesonnener Kandidat zum nächsten Papst gewählt wurde. „Das war der Grund seines ultimativen Scheiterns“ (*fu cagione dell'ultima ruina sua*), schloss Machiavelli nüchtern (Ebd.: 64). Cesare Borgia war zur Zeit der Konklave schon nicht mehr nur politisch ohnmächtig, sondern sterbenskrank und erlag seiner Krankheit wenig später. Das Schicksal kann eben auch einen „ultimativen Ruin“ bringen, nämlich den Tod. Fortuna ist unbarmherzig und beileibe nicht jede Niederlage kann in einen Sieg umgewandelt werden. Die Glücksgöttin dreht ihr

Rad also nicht mechanisch; auf den Fall erfolgt der Aufstieg nicht zwangsläufig.

— Nicht nur das Scheitern (*ruina*) wird von Fortuna beeinflusst, sie steuert ebenso den ‚Erfolg‘. Letzterer kann also niemals ein Produkt des menschlichen Willens und Kreativität allein sein, sondern ist immer eine Mischung aus eigener Tüchtigkeit und dem Wirken des Schicksals. Das ist auch der Grund, warum Machiavelli Republiken für wesentlich stabiler als Monarchien erachtet. Wenn den Fürsten die Fortuna verlässt, verliert er seine Herrschaft und seine Macht. Wenn einen *uomo virtuoso* in der Republik das Glück verlässt, so stehen noch genügend weitere Bürger bereit, die auf dem Rad der Fortuna gerade obenauf sind und mit ihrem persönlichen Glück dafür sorgen können, dass die Republik fort dauert. Obwohl also auch Republiken den Zyklus von Aufstieg und Verfall nicht abwenden können, sind hier Erfolg und Misserfolg auf viele Schultern verteilt – und führen somit zu einem stabileren Gemeinwesen.

— Das Verwenden des Worts ‚Erfolg‘ im Zusammenhang mit Machiavellis Denken weist auf die Schwierigkeit, aber auch den Reiz hin, die Sprachen und Begriffswelten der Renaissance und der Moderne miteinander zu kontrastieren. Denn das deutsche Wort Erfolg ist erst ab dem 17. Jahrhundert verbürgt. Das italienische Äquivalent *successo* erst seit den 1580er Jahren. Wir suchen es daher auch bei Machiavelli vergeblich. Er benutzt in *Il Principe* das Verb *succedere* im Sinne von „nachfolgen“ oder „erfolgen“, z.B. wenn ein Herrscher die Nachfolge seines Vorgängers antritt (ich selbst spreche oben von Aufstieg, der nicht zwangsläufig aus dem Fall „erfolgt“).³⁾ Auch im Lateinischen ist ‚Erfolg‘ nicht so einfach zu finden. Er kann entweder mit *effectus* oder *eventum* wiedergegeben werden, also einfach den Ausgang einer Handlung beschreiben. Oder aber er kann durch *fortuna*, oder *proventus* beschrieben werden. Das, was wir heute als ‚Erfolg‘ bezeichnen würden, ist also im vor-modernen Denken ganz eng mit Schicksalhaftigkeit verbunden, und damit, von der Vorsehung begünstigt zu sein. Fortuna, das Schicksal, und der Erfolg sind also konzeptionell wie sprachlich nicht zu trennen und müssen deshalb auch gemeinsam angeschaut werden.

— ‚Erfolg‘ wird heute definiert als das Erreichen eines zuvor gesetzten Ziels. Für Machiavelli ist es das höchste Ziel eines Herrschers, einen Staat zu erobern (noch besser: gründen) und ihn zu behalten (*acquistare e mantenere lo stato*). Die grossen Staatsgründer und Gesetzgeber der Antike, die dieses vollbrachten, machten ihr Gemeinwesen damit auch äusserst „glücklich“ (Machiavelli, 1986: 42). Machiavelli benutzt hier *felicissimo* und spielt damit auf die

3) Wohl benutzt Machiavelli *vittoria e perdita* (Sieg und Niederlagen/ Verluste) (Machiavelli, 1986: 116), dies aber nur im Zusammenhang mit militärischer Aktion; politisches oder gar wirtschaftliches Erreichen eines vorher gesetzten Ziels wird damit nicht beschrieben.

moralphilosophische Kategorie des höchsten Guts, das Glück (griechisch: *eudaimonia*, lateinisch: *felicitas*) an. Einen Staat zu gründen und ihn zu halten, kann zu *grandezza* der politischen Gemeinschaft und zu *gloria*, zu Ruhm, führen. *Gloria* aber begleitet nicht einfach jede politische Herrschaft, sondern nur eine solche, die das Allgemeinwohl stärkt. Machiavelli bewunderte Cesare Borgia nicht einfach wegen dessen militärischen Erfolgs, sondern weil Borgia die Chance auf ein geeintes Italien verkörperte – für Machiavelli eine Sache des Allgemeinwohls. Der antike Herrscher Agathokles von Syrakus hingegen, der – aus niedrigen Verhältnissen stammend – die Herrschaft über das von ihm geschaffene sizilianische Reich errungen, sich aber nicht um das Allgemeinwohl gekümmert hatte, ist für Machiavelli ein „Tyran“, der niemals Ruhm (*gloria*), respektive Erfolg, erlangen kann (Ebd.: 64-75).

— Die Frage also nach dem, was wir ‚Erfolg‘ nennen, ist in der Renaissancetheorie vor allem eine ethische. Aristotelische Humanisten sahen das Allgemeinwohl als das höchste Gut. Nach diesem höchsten Gut oder Ziel, dem sittlich Guten oder der Glückseligkeit (*eudaimonia/telos* im Griechischen oder *felicitas/beatitudo* im Lateinischen), musste jede Gemeinschaft aber auch jedes Individuum streben. Das höchste Ziel des Einzelnen war daher mit dem höchsten Gut der Gemeinschaft kongruent. In Aristoteles’ *Nikomachischer Ethik* lasen die vormodernen Theoretiker zwar auch, dass der glückliche Mensch neben der Tugend auch „materielle Güter sowie die Gunst des Schicksals (*tychē*)“ benötigte (Aristoteles 2011: 247). Neben der Betonung der Kraft des Schicksals kam also hier materiellem Wohlstand durchaus eine ethische Dimension zu. Humanisten betonten jedoch, dass Wohlstand und Wohlergehen des Einzelnen nur *Hilfsmittel* für das gute Leben sein können, nicht aber dessen Ziel. Florentinische Philosophen und Politiker wie Poggio Bracciolini oder Coluccio Salutati, wiesen sogar jede Identifikation des höchsten Gutes mit persönlichem Wohlstand zurück. Der Fokus auf materielle Güter produziere nur Stolz und Gier, „die Wurzel allen Bösen“ (Kraye 1988: 332).

— ‚Erfolg‘ im Sinne des guten Lebens konnte für vormoderne Denker also nicht primär wirtschaftlich oder materiell konnotiert sein. Dies ist besonders deutlich in der politischen Theorie des französischen Philosophen Jean Bodin zu sehen. In seinen *Six livres de la Republique* (1576), in denen er eine universale Theorie unteilbarer Souveränität und absoluter Macht darlegte, widmete sich Bodin auch der ethischen Dimension von ‚erfolgreichen‘ Staaten. Dabei

verweigerte Bodin, jede Verbindung von materiellem Wohlstand und gutem Leben gelten zu lassen. Eine Republik könne gut und tugendhaft regiert sein, „aber dennoch arm, von Freunden verlassen, von Feinden belagert, und überwältigt durch viele Katastrophen“ (Bodin 1986: 30). Dennoch zeichne sich eine solche materiell ‚unglückliche‘ Republik durch ihre moralische Überlegenheit aus, sofern sie nur gut regiert sei. Die gute Regierung an sich verkörperte hier schon das höchste Ziel und hatte eine moralische Dimension. Dagegen sei materieller Wohlstand sogar „der grösste Feind“ (*l'ennemi plus capitale*) des wahrhaften guten Lebens. Überbordender Reichtum sei „nicht weniger schwierig mit echter Tugend in Einklang zu bringen, als zwei sich entgegenstehende Maximen zu vereinigen“. Bodin verglich den guten Monarchen mit einem guten Kapitän, der ein Schiff steuert, oder mit einem Arzt, der sich seinen Patienten widmet: „Der Kapitän, der durch das Unwetter überwältigt wird, oder der Arzt, der durch Krankheit besiegt wird, ist wegen des Unglücks nicht weniger hoch geschätzt, solange nur der eine seine Patienten wohl leitet, und der andere sein Schiff“ (Ebd.). Man könne sich zwar wünschen, dass ein Gemeinwesen, das mit allen irdischen Gütern gesegnet sei, auch mit Gerechtigkeit regiert werde. In der Realität sei es jedoch weitaus wahrscheinlicher, dass ein solcher Staat „mit Bosheit überfließt und in alle Laster ausbricht“ (Ebd.).

—— Wirklicher ‚Erfolg‘ eines Staates wie auch eines guten Herrschers kann für Bodin damit nur im gerechten Regieren nach moralischen Grundsätzen liegen. Materieller Erfolg unterliegt den Gesetzen der Fortuna und kann deswegen niemals eine Priorität sein, denn die kapriziöse Fortuna erlaubt gar keine dauerhafte Anhäufung von materiellem Wohlergehen, das zudem eben auch eine amoralische Komponente besass. Tugend, oder Tüchtigkeit, ist der Versuch, politisches Scheitern abzumildern oder es hinauszuzögern. Das Gemeinwesen dient der Überwindung der Unsicherheiten, die im Scheitern des Einzelnen liegen können; gleichzeitig wird durch den Fokus auf das Gemeinwesen das Scheitern der Einzelnen relativiert. Scheitern als Chance des oder der Einzelnen unter dem Primat persönlicher und materieller Glücks- und Erfolgsvorstellungen hat damit im Renaissancedenken, sei es beim italienischen ‚Republikaner‘ Machiavelli oder beim französischen ‚Absolutisten‘ Bodin, keinen Raum.

III. —— Die moderne Debatte um die Chance, die im Scheitern liegt, lässt also zwei Aspekte ausser Acht, die vormoderne Denker zentral interessieren. Das ist zum einen die Sorge um das Allgemeinwohl

und zum anderen die Unberechenbarkeit des Schicksals. Hätten wir heute das Allgemeinwohl im Blick, wäre ‚Erfolg‘ eine gesamtgesellschaftliche Kategorie und nicht an persönliche und individuelle unternehmerische Qualitäten gebunden.

— Und auch die Rolle des Zufalls, des ‚Schicksals‘ sollten wir nicht unterschätzen. Da wir die ermutigenden Biographien erfolgreicher Menschen kennen, die zunächst scheiterten, nur um umso triumphierender aus den vermeintlichen Trümmern der Existenz aufzusteigen, wird leicht angenommen, Scheitern sei eine notwendige Vorstufe des Erfolgs. Genau diese Folgerung aber wird von Ökonomen als logischer Fehlschluss bezeichnet, als „Survivorship Bias“ (Wald 1943). Indem man sich nur auf die am Ende Erfolgreichen konzentriert, werden diejenigen ignoriert, die aus Fehlern keinen Erfolg schaffen. Letztere sind vermutlich viel zahlreicher als erstere, und sie erleben Scheitern eben nicht als Chance, sondern als persönliches Desaster. Welche Ressourcen dem Individuum zu Verfügung stehen, um unternehmerisches oder privates Scheitern dennoch in Gewinn zu transformieren, ist am Ende eine Frage der Bedingungen, des Glücks und des Zufalls. In der heutigen Debatte spielt gerade letzterer aber kaum eine Rolle. Aus der Vormoderne können wir lernen, dass Erfolg und Scheitern an andere als an individuelle Produktivitätskriterien gebunden sind – gerade weil Fortuna nur sehr beschränkt manipulierbar ist.

— Anstatt das weit verbreitete Narrativ vom Erfolg als individueller Leistung weiter zu glauben, sollten wir uns also lieber um strukturelle Chancengleichheit bemühen – auch wenn wir oft versucht sind, persönlichen Erfolg nicht den glücklichen Umständen oder dem Zufall zuzuschreiben sondern unserer individuellen Tatkraft alleine. Hier ähnelt unsere Diskussion schliesslich doch der des sechzehnten Jahrhunderts. Denn schon Machiavelli beobachtete: „Seufzer, Gotteslästerungen und Schimpfwörter/ hören wir immer von denen/ die die Macht der Fortuna verdecken wollen/ Je reicher die Menschen sind, und je machtvoller/ desto mehr zeigen sie sich ungnädig/ desto weniger sind sie sich des Guten bewusst, das Fortuna gebracht hat/ Denn alles Schlechte, das sie befällt/ wird ihr zu Last gelegt aber wenn dem Menschen Gutes widerfährt/ so glaubt er, er habe es erlangt/ durch seine eigene Tugend allein“ (Machiavelli 1550: 36).

/ **Abbildungsnachweis**

Abb. 1: Das Rad der Fortuna, 12. Jh., *Moralia in Job* (10. Jahrhundert), Manchester, Rylands Library (Latin MS 83) (<https://www.flickr.com/photos/derepalaeographica/15941990867/in/album-72157649560917737/>)

// Literatur

- Aristoteles (2009):** Politik. Wolf, Ursula (Hg.), Frankfurt a.M., Rowohlt
- Aristoteles (2011):** Nikomachische Ethik. König, Burghard (Hg.), Frankfurt a.M., Rowohlt
- Becker, Anna (2012):** Rethinking Masculinity and Femininity in Niccolò Machiavelli's Political Thought. In: L'Homme Z.F.G. 23, S. 65–78
- Becker Anna (2016):** Der Haushalt in der politischen Theorie der Frühen Neuzeit. In: Eibach Joachim und Schmidt-Voges, Inken (Hg.): Haus im Kontext. München, Oldenbourg, S. 667–683
- Bodin, Jean (1986):** Six livres de la Republique. Fremont, Christiane et al. (Hg.), 6. Bde. Paris, Fayard
- Burckhardt, Jacob (1930):** Die Kultur der Renaissance in Italien. Jacob Burckhardt-Gesamtausgabe, Bd. 5, Basel, Benno Schwabe
- Brett, Annabel (2002):** What is Intellectual History Now? In: Cannadine, David (Hg.), What is History Now? London, Palgrave, S. 113–131.
- Brown, Alison (2010):** The Return of Lucretius to Renaissance Florence. Cambridge MA, Harvard University Press.
- Garin, Eugenio (1965):** Italian Humanism: Philosophy and Civic Life in the Renaissance. Trans. Peter Munz. Oxford, Oxford University Press.
- Isaac, Joel (2016):** Progress, Innovation and the Problem of Conceptual Change. Vortrag im Rahmen der Konferenz *History, Politics and Law*, Universität Cambridge, 16. Mai
- Kraye, Jill (1988):** Moral Philosophy. In: Schmitt, Charles B. und Skinner, Quentin (Hg.): The Cambridge History of Renaissance Philosophy. Cambridge, Cambridge University Press, S. 303–386.
- Machiavelli, Niccolò (2007):** Discorsi. Zorn, Rudolf (Hg.), 3. Aufl., Stuttgart, Alfred Kröner
- Machiavelli, Niccolò (1986):** Der Fürst. Rippel, Philipp (Hg.), Stuttgart, Reclam
- Machiavelli, Niccolò (1550)** Capitolo di Fortuna. In: Tutte le opere di Nicolo Machiavelli cittadino et segretario fiorentino, Rom, s.n., S. 34–39.
- Murray, Alexander (1978):** Reason and Society in the Middle Ages. Oxford, Oxford University Press.
- Pickering, F.P. (1970):** Literature and Art in the Middle Ages. Glasgow, Glasgow University Press.
- Pocock, J.G.A. (1987):** The Concept of a Language and the Metier d'Historien: Some Considerations on Practice. In: Pagden, Anthony (Hg.), The Languages of Political Theory in Early Modern Europe. Cambridge, Cambridge University Press, S. 19–40
- Rubinstein, Nicolai (1990):** The history of the word *politicus*. In: Pagden, Anthony (Hg.), The Languages of Political Theory in Early Modern Europe. Cambridge, Cambridge University Press, S. 41–56.
- Schumpeter, Joseph (2006):** Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Berlin, Duncker & Humblot.
- Wald, Abraham (1943):** A Method of Estimating Plane Vulnerability Based on Damage of Survivors. Memorandum der Statistical Research Group. Columbia University. CRC 432 — reprint 1980.

// Angaben zur Autorin

Anna Becker Studium der Politik-, Geschichts- und Rechtswissenschaft in Bonn, Berlin und Mailand. MPhil (History of Political Thought) Cambridge; PhD Cambridge mit einer Dissertation über „Gender in the History of Political Thought in Northern Italy and France c.1420–c.1578“. Seit 2011 Assistentin für Geschichte der Frühen Neuzeit am Departement Geschichte der Universität Basel. Forschungsschwerpunkte: Geschichte des Politischen Denkens, Geschlechtergeschichte, frühneuzeitliche Aristotelesrezeption, sowie Körper- und Materialitätsgeschichte des Politischen.

// FKW WIRD GEFÖRDERT DURCH DAS MARIANN STEEGMANN INSTITUT UND DAS INSTITUTE FOR CULTURAL STUDIES IN THE ARTS DER ZÜRCHER HOCHSCHULE DER KÜNSTE

// REDAKTION // SIGRID ADORF / KERSTIN BRANDES / SILKE BÜTTNER / MAIKE CHRISTADLER / HILDEGARD FRÜBIS / EDITH FUTSCHER / KATHRIN HEINZ / ANJA HERRMANN / KRISTINA PIA HOFER / MARIANNE KOOS / KEA WIENAND / ANJA ZIMMERMANN // WWW.FKW-JOURNAL.DE

VERHEISSUNGSVOLLE BERICHTE UND SUGGESTIVE KARTEN: DIE ENGLISCHEN UND NIEDERLÄNDISCHEN NORD- OSTPASSAGEN-EXPEDITIONEN DES 16. JAHRHUNDERTS ZWISCHEN ERFOLG UND SCHEITERN

„Nur wer riskiert zu weit zu gehen, hat die Chance herauszufinden, wie weit man gehen kann.“ - T.S. Eliot

1. NON PLUS ULTRA? _____ Im 16. Jahrhundert unternahmen vor allem englische und niederländische Seefahrer Expeditionen in die nördlichen Gebiete Europas und Amerikas. Zuvor hatten sich die Seemächte Portugal und Spanien mit den Umseglungen des Kaps der Guten Hoffnung und der Südspitze Südamerikas jene Grundlage erarbeitet, die ihnen bis ins 17. Jahrhundert die Vorherrschaft über den Atlantik und somit über die bis dahin bekannten Seewege nach Asien sicherte (Reinhard 2008: 11ff.). Spätestens als die ersten mit Gold, Edelsteinen und Gewürzen beladenen Schiffe auf der iberischen Halbinsel ankamen, wurde klar, welche Reichtümer im Osten lockten. Vor allem die exotischen Gewürze waren als Bereicherung für die fade und monotone Diät Westeuropas äusserst begehrt – Pfeffer, Nelken, Zimt, Muskat und Ingwer (Whitfield 1998: 49). Doch Spanien und Portugal hatten nicht nur als Erste die Südspitzen Amerikas und Afrikas umsegelt, sondern entlang dieser Routen auch Handelsposten errichtet und sich somit das Monopol für den Seehandel mit Asien gesichert. Als England und später die Niederlande an Einfluss gewannen, waren die beiden aufstrebenden Mächte deshalb gezwungen nach alternativen Seewegen zu suchen, um an diesem Reichtum teilzuhaben. Ihre Suche führte zu einer Reihe von Reisen via Norden, welche unter anderem über Skandinavien in das Nordmeer führten.¹⁾ In diesem Gebiet hoffte man, mit der Nordostpassage das Äquivalent zur im Norden Amerikas vermuteten Nordwestpassage zu finden und somit die von Spanien und Portugal kontrollierten südlichen Seewege umsegeln zu können.

_____ Doch die Expeditionen des 16. Jahrhunderts schafften es nicht bis zu den mythischen Schätzen Asiens. Keine dieser Expeditionen führte je weiter als bis zur russischen Insel Nowaja Semlja im Nordpolarmeer.²⁾ Was die Abenteurer von ihren Reisen zurückbrachten waren nicht Schiffsladungen mit wertvollen Handelswaren, sondern vereinzelte Fundstücke wie Eisbärenfelle und Walrosszähne für die europäischen Wunderkammern. Vor allem aber brachten sie Berichte von unendlichen Eismengen und unerbittlicher Kälte mit

1)

Um einen anachronistischen Begriff zu vermeiden, bezeichne ich mit ‚Nordmeer‘ jenen Teil des Arktischen Ozeans, welcher heute als Barentssee bekannt ist. Diese wird im Westen durch Skandinavien, im Norden durch Spitzbergen und Franz-Joseph-Land, im Osten durch die Insel Nowaja Semlja und im Süden durch das Weisse Meer und die Küste Nordwestrusslands begrenzt.

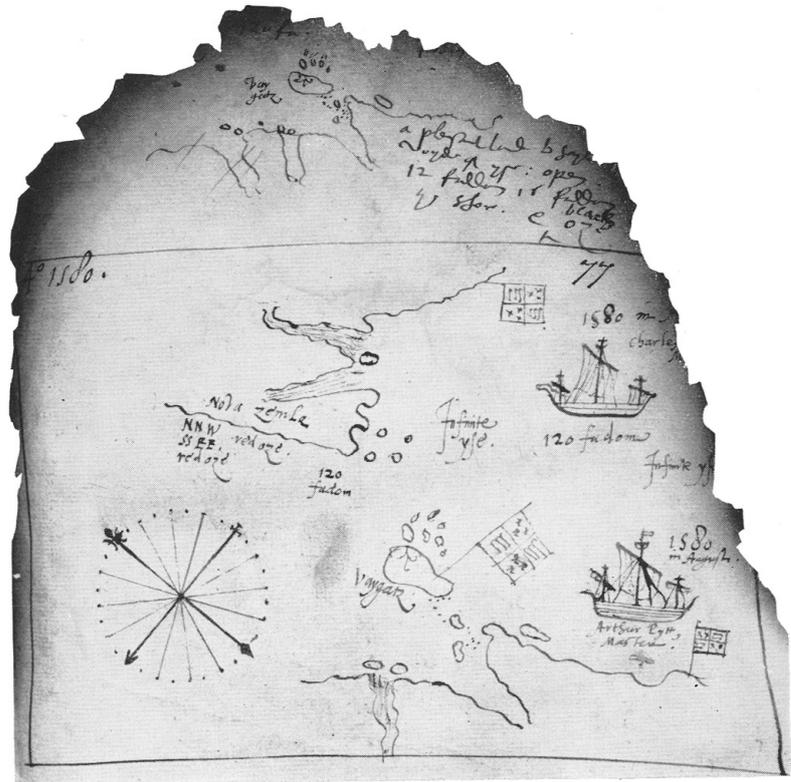
2)

Nowaja Semlja ist eine ca. 1000 Kilometer lange, sichelförmige Doppelinsel, welche als nördliche Verlängerung des Uralgebirges ins Nordpolarmeer ragt und somit die Barentssee vor grossen Eismassen aus dem Osten schützt (McGhee 2006: 135). Zwischen dem Festland und Nowaja Semlja liegt die Insel Waigatsch, wodurch es zwei Passagen von der Barentssee in die östlich gelegene Karasee gibt: nordwestlich von Waigatsch die 42 Kilometer breite Karastrasse, südöstlich die zwei Kilometer breite Jugorstrasse.

in ihre Heimatländer. Diesen wenig erbaulichen Berichten waren dennoch grosse Hoffnungen auf einen neuen Seeweg Richtung Asien eingeschrieben: zu stark waren die Verlockungen des Ostens. Diese Verheissungen manifestieren sich insbesondere in den von den Reisen zurückgebrachten Skizzen und Karten – den einzigen wirtschaftlich interessanten Ergebnissen dieser ehrgeizigen und finanziell extrem aufwändigen Fahrten.

— Die Skizze von Hugh Smyth (**Abb. 1**), welche er seinem Logbuch der Pet-Jackman-Expedition von 1580 beilegte, ist eines der Dokumente dieser Reisen.³⁾ Physisch ist die Skizze nicht viel mehr als ein Papierschnipsel mit wenigen Tintenstrichen und einzelnen Beschriftungen; in ihr eingeschrieben ist aber weit mehr. Die Skizze zeigt die Schiffe dieser englischen Nordostpassagen-Expedition in der Meerenge von Waigatsch. Dadurch, dass dieser Kartenentwurf (so kann zumindest vermutet werden) vor Ort erstellt wurde, ist wie er zwar unvollendet, muss aber als Resultat der Reise besonders authentisch und wertvoll gewirkt haben. Neben den Umrissen von Waigatsch, der Südspitze Nowaja Semljas und dem angrenzenden Festland enthält die Zeichnung Lotungen („120 fadom“, nautische Faden) und Informationen über den Meeresgrund („red oze“, roter schlammiger Meeresgrund); auf Nowaja Semlja, Waigatsch und dem Festland sind englische Flaggen eingesteckt und die Windrose unterstreicht den nautischen Charakter der Skizze (Skelton 1958: 115). Wie durch eine Lupe betrachtet, fokussiert Smyths Karte mit der Meerenge von Waigatsch auf ein verhältnismässig kurzes Stück der gesamten Passagenroute zwischen Europa und Asien. Die Schiffe Pets und Jackmans halten sich im (und trotz des) „infinite yse“ des Nordmeers wie Felsen im Sturm. Zudem sind sie östlich von der Meerenge von Waigatsch dargestellt, was betont, dass die Expedition es geschafft hat, die Meerenge zu

3) Hugh Smyth war Besatzungsmitglied auf einem der Schiffe der von Arthur Pet und Charles Jackman geleiteten Expedition. Als Dokumente dieser Reise sind ein Logbuch sowie eine Skizze von Smyth erhalten, die heute in der British Library aufbewahrt werden (Skelton 1958: 115).



// **Abbildung 1**
Hugh Smyth, Skizze der Meerenge von Waigatsch (1580)

passieren. Das Narrativ, das die Dokumente der Nordostpassagen-Expeditionen nahelegen, ist ein optimistisches und hoffnungsvolles, welches zwar die Gefahren und Bedrohungen im Nordmeer thematisiert, aber den Akzent auf die Existenz eines Seeweges nach China in diesem Gebiet legt und somit den Fokus des Lesers auf die Erfolgsfragmente der Expeditionen lenkt. In Smyths kleiner Skizze zeigt sich eindrücklich, wie Versprechen und Hoffnung, aber auch Selbstüberschätzung und Repräsentationsstrategien miteinander verschmolzen.

— Es ist die Meerenge von Waigatsch, die in den Reiseberichten und Karten der englischen und niederländischen Nordostpassagen-Expeditionen des 16. Jahrhunderts beinahe durchgehend im Brennpunkt steht. Als der Niederländer Jan Huygen van Linschoten 1594 in der Strasse von Waigatsch ankommt, schreibt er: „Nach dieser Oeffnung streckt sich die Küste Südsüdost so weit als das Gesicht gehet“ (Linschoten, zitiert in Adelung 1768: 127). Es scheint keinen Zweifel zu geben: Wer an dieser Stelle reüssiert, also diese Passage durchsegeln kann, hat das anvisierte China schon fast erreicht. Auf seiner zweiten Reise im darauffolgenden Jahr beschreibt Linschoten den Moment, in dem sie eine Yacht zur Erkundung der Eisverhältnisse um Waigatsch ausgeschiedt hatten, wie folgt: „Was die auf der Yacht anbelangt, so glaubten sie, durch die Meerenge zu fahren, [...] allein das Kreuzcap war für sie ein *Non plus ultra*, denn weiter hinaus war alles voll und verstopft“ (Linschoten, zitiert in Adelung 1768: 185).⁴⁾ Das „Non plus ultra“ Linschotens bezieht sich nicht auf ein mögliches Ende der Welt oder auf den Übertritt in eine andere Welt, sondern auf profane Eismassen, die die Expedition am Weiterkommen hindern.⁵⁾ Linschotens Bericht zeichnet sich durch eine auffällige Abwesenheit auch nur der Konzeption eines Misserfolgs aus. Die Meerenge von Waigatsch ist zwar in jenem Moment durch das viele Eis ein „Non plus ultra“, Linschoten schreibt aber nicht, dass dort ein Durchkommen grundsätzlich nicht möglich sei. Misserfolg und Scheitern scheinen in den Reiseberichten und Karten ein Tabu gewesen zu sein. Angesichts der imaginierten Reichtümer Chinas und der sozialen und wirtschaftlichen Erfolgsaussichten einer Nordostpassage werden daher die Berichte und Karten als solche zu den ergatterten Schätzen der Expedition. Indem sie Rechenschaft über die Reise ablegen und die aktuellen Errungenschaften sowie die zukünftigen Möglichkeiten markieren, sind sie gleichzeitig Sicherung und Speicherung des jenes Wissens, das so immer als Erfolg verbucht werden kann.

4)

Im niederländischen Original lautet der Wortlaut der hervorgehobenen Passage: „en mochten niet verder“ („und konnten nicht weitergehen“, Übersetzung SC; Linschoten 1601: 28r).

5)

In der Antike und im Mittelalter bildeten die Säulen des Herakles an der Strasse von Gibraltar den westlichen Rand der Erde. Die Säulen sollen der Überlieferung nach die Inschrift „non plus ultra“ („nicht mehr weiter“, „nicht darüber hinaus“) getragen haben (Kugler 2007: 183ff.).

— In diesem Aufsatz soll das Erleben und Dokumentieren der Nordostpassagen-Expeditionen zwischen Erfolg und Scheitern untersucht werden. Anhand der Beschreibungen der Schlüssel-momente in den Texten und deren graphischen Repräsentation in Karten soll gezeigt werden, wie sich in den Dokumenten der Reisen gesichertes Wissen und Verheissungen vermischten, welche Erzählstrategien dabei angewandt wurden und wie insbesondere die Karten zum Beweismittel des (eigentlich immer erst noch bevorstehenden) Erfolges wurden. Dadurch soll dem „wishful thinking“ (Fernández 2007: 741) und der „creative imagination“ (Tracy 1980: 4), welche die frühen Nordostpassagen-Expeditionen und ihre Dokumente durchziehen, näher gekommen und die erzählstrategische Funktion dieser optimistischen Narrative analysiert werden.

2. DIE NORDOSTPASSAGENSUCHE — Im Zentrum dieses Untersuchung stehen die Reisen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zwischen der ersten englischen Nordostpassagen-Expedition von Sir Hugh Willoughby von 1553 und den drei niederländischen Entdeckungsfahrten der Jahre 1594, 1595 und 1596, an denen Willem Barents beteiligt war.⁶⁾ Von England aus starteten zwischen 1553 und 1580 gleich mehrere Expeditionen Richtung Nordmeer. Mit der Suche nach neuen Seewegen gingen dabei auch neue ökonomische Handelsformen einher, die *Joint Stock Companies*. In diesen Gesellschaften mit gemeinsamem Kapital schlossen sich die englischen Händler zusammen, um neue Absatzmärkte erschliessen und neue Handelspartner finden zu können. Eine erste solche Gesellschaft war die 1551 gegründete *Muscovy Company*. Sie erhielt die Privilegien für die Erkundung der Gebiete nordwestlich, nördlich und nordöstlich von England und war dann auch der treibende Motor für die englischen Nordostpassagen-Expeditionen. Den ersten von Westeuropa aus organisierten Versuch einer Nordostpassagensuche finanzierte die Gesellschaft im Jahre 1553. Unter dem Kommando von Sir Hugh Willoughby wurde zwar die Küste Nowaja Semljas erreicht, doch nur ein Teil der Expedition schaffte die Rückkehr nach England.⁷⁾ Einer der Rückkehrer, Stephen Borough, nahm 1556 einen weiteren, allerdings ergebnislosen Anlauf.⁸⁾ Boroughs Berichte über die Eismassen um Nowaja Semlja müssen so abschreckend gewirkt haben, dass es nach ihm fast 25 Jahre dauerte, bis wieder ein englischer Versuch einer Nordostpassagensuche unternommen wurde. Zwischen 1557 und 1573 unternahm einzig Anthony Jenkinson Expeditionen via dem Weissen Meer nach Persien, um die Handelsbeziehungen mit Russland

6) Wo keine anderweitigen Angaben gemacht werden, basieren die Informationen zu den einzelnen Expeditionen auf den jeweiligen Reiseberichten sowie auf Robert McGhees Kapitel zur Nordostpassage (McGhee 2006: 130–152). Ergänzende biographische Angaben zu den erwähnten Personen stammen aus dem Oxford Dictionary of National Biography, <<http://www.oxforddnb.com>>.

7) Die Beschreibungen der Reise eines der Schiffe der Willoughby-Expedition hat Richard Chancellor dem englischen Gelehrten Clemens Adams diktiert. Richard Hakluyt integrierte sie in seinen *Principal Navigations* als *The newe Navigation and disco-verie of the kingdome of Moscovia, by the Northeast, in the yeere 1553: Enterprised by Sir Hugh Willoughbie knight, and performed by Richard Chancelor Pilot major of the voyage: Written in Latine by Clement Adams* (Hakluyt 1903: 239–270).

8) Diese Reise ist von Stephen Borough in zwei Teilen festgehalten als *The Navigation and discoverie toward the river of Ob, made by Master Steven Burrough, Master of the Pinnesse called the Serchthrift, with divers things worth the noting, passed in the yere 1556 and The voyage of the foresaid M. Stephen Burrough, An. 1557. from Colmogro to Warehouse, which was sent to seeke the Bona Esperanza, the Bona Confidentia, and the Philip and Mary, which were not heard of the yeere before* (Hakluyt 1903: 322–344 und 363–375).

und Asien auszubauen, nicht aber, um die Nordostpassagensuche weiter voranzutreiben. Erst 1580 lancierte die *Muscovy Company* eine neue Entdeckungsfahrt unter der Leitung von Arthur Pet und Charles Jackman. Trotz zahlreicher Anweisungen von Gelehrten und Geldgebern brachte auch diese Expedition nicht den gewünschten Durchbruch. Immerhin schaffte es das Schiff unter Pet durch die Karastrasse, um die Insel Waigatsch herum und durch die Jugorstrasse wieder zurück zu segeln.⁹⁾ Nachdem Jackmans Teil der Expedition auf der Rückfahrt in Skandinavien verloren ging und nur Pet wieder nach London zurückkehrte, nahmen die englischen Vorstösse in die Nordostpassage ein vorläufiges Ende.

—— Die darauf folgenden von der Niederlande aus lancierten Reisen Barents' sind jene Expeditionen des 16. Jahrhunderts, welche bis heute am häufigsten mit der Nordostpassagensuche assoziiert werden. Dies liegt weniger an den dabei gewonnenen empirischen und topographischen Erkenntnissen als an der Tatsache, dass Barents mit seiner Mannschaft während der dritten Reise auf der Insel Nowaja Semlja überwintert und ein Besatzungsmitglied, Gerrit de Veer, diese entbehrungsreichen Monate in einem ausführlichen Reisebericht genauestens festgehalten hat. Die erste Expedition von 1594 wurde gemeinsam durch die Städte Enkhuizen und Middleburg sowie die Provinzen Holland und Zeeland finanziert. *Commis* (Kontor) und wissenschaftlicher Berater an Bord des Enkhuizer Schiffes war der Kaufmann Jan Huygen van Linschoten. Parallel dazu entschloss sich die Stadt Amsterdam auf eigene Kosten ein Schiff unter dem Kommando von Willem Barents auszurüsten. Die Schiffe von Holland und Zeeland bekamen den Auftrag, die Passage südlich von Nowaja Semlja zu erkunden. Barents sollte zwar gleichzeitig ihnen die Niederlande verlassen, aber ab Kildin (in der Nähe von Murmansk) eine eigene Route Richtung Norden verfolgen. So erreichte Barents Nowaja Semlja und erkundete deren Westküste bis an das nördliche Inselende. Die andere Expedition war zwischenzeitlich durch die Jugorstrasse in die Karasee gesegelt, bevor alle Schiffe durch die zunehmenden Eismassen zur Umkehr gezwungen wurden.

—— Für das darauffolgende Jahr wurde eine Flotte von sieben Schiffen vorbereitet: je zwei Schiffe wurden von Zeeland, Enkhuizen und Amsterdam finanziert, eines von Rotterdam. Linschoten übernahm den Posten als *Opper Commis* (Handelskommandant) und Barents, diesmal als Kommandant der Amsterdamer Schiffe, musste sich der Südroutenwahl beugen. Doch diese zweite Expedition stand aufgrund von Verspätungen, Zusammenstößen und Meinungsunterschieden von Anfang an unter einem schlechten Stern.

9)

Die Expedition von Pet und Jackman ist durch Hugh Smyth überliefert: The discoverie made by M. Arthur Pet, and M. Charles Jackman, of the Northeast parts, beyond the Island of Vaigatz, with two Barkes: the one called the George, the other the William, in the yeere 1580. Written by Hugh Smith (Hakluyt 1903: 282–303).

Ohne neue Entdeckungen kehrte die Expedition in die Niederlande zurück. Nach diesen erfolglosen Versuchen zogen sich die Provinzen Holland und Zeeland aus der Finanzierung der Nordostpassagensuche zurück. Allein Amsterdam rüstete 1596 eine weitere Expedition aus. Kommandant wurde Jacob van Heemskerck, Barents war als *Senior Pilot* für die nautischen Belange zuständig. Nach der Entdeckung der Bäreninsel und Spitzbergens verfolgte Heemskerck eine direkte Nordpolroute, während Barents (sich auf seine Erfahrungen aus der ersten Reise verlassend) Kurs auf Nowaja Semlja nahm, um die Erkundungen von 1594 fortzusetzen. Barents schaffte es zwar, die Nordspitze Nowaja Semljas zu umrunden, doch kurz darauf fror das Schiff in einer kleinen Bucht ein. Infolgedessen wurde die Mannschaft zur Überwinterung gezwungen. Sie bauten ein Blockhaus aus Treib- und Schiffsholz und schafften es, den Winter zu überleben. Mit zwei offenen Beibooten traten sie im kommenden Sommer die Rückreise an. Barents, der schon an der Überwinterungsstätte an Skorbut erkrankt war, starb auf der Rückreise entlang der Westküste Nowaja Semljas. Informationen über die Kurse und die Resultate der drei niederländischen Expeditionen sind in zwei Reiseberichten überliefert. Jan Huygen van Linschoten hielt auf der ersten und zweiten Expedition die Route der Holländer und Zeeländer Schiffe fest; ¹⁰⁾ Gerrit de Veer, der an der ersten Reise noch nicht teilgenommen hatte, muss aufgrund von Barents' Notizen dessen erste Reise rekonstruiert haben. Die zweite und dritte Reise beschrieb De Veer dann aufgrund seiner eigenen Erfahrungen als Mitglied von Barents' Mannschaft. ¹¹⁾

—— Linschotens und De Veers Reiseberichte, aber auch die kürzeren Berichte über die ersten englischen Reisen sowie die Briefwechsel zwischen Gelehrten, Geldgebern und Regenten, lassen sich auf ihre Versprechungen, Hoffnungen und Brüche hin befragen. Jedem dieser vordergründig als objektiv erscheinenden Reiseberichte ist ein ganz bestimmter Stand- und Gesichtspunkte eigen, der auf den ideellen, religiösen, sozialen, politischen oder moralischen Motivationen seines Verfassers beruht. Daher ist es unerlässlich, die Hintergründe für diese Motivationen frei zu legen; und diese divergierten, wie aufgezeigt wurde, bei den einzelnen Expeditionen zum Teil erheblich. Ferner sind es aber auch die von den Expeditionen mitgebrachten Skizzen und die im Nachgang zu den Reisen entstandenen Karten der Gegend um Nowaja Semlja, also die visuellen Repräsentationsstrategien, die über zeitgenössische Wahrnehmungen sowie Konstruktion und Visualisierung von Erfolg und Scheitern Aufschluss geben. Die Kartographiegeschichte

10)

Für die deutsche Übersetzung von Linschotens Bericht, siehe Adelson 1768: 102–166 und 177–220.

11)

De Veers niederländischer Originalbericht über die drei Reisen von Barents erschien erstmals 1598 (De Veer 1598). Die Zitate und Angaben in diesem Aufsatz beziehen sich alle auf den Nachdruck der englischen Edition von 1876 (De Veer 2010).

nimmt unter dem Schlagwort *Critical Cartography* seit den 1990er Jahren einen neuen Standpunkt ein, indem sie die bislang meist teleologisch erzählte Kartographiegeschichte kritisch hinterfragt und geographisches Wissen mit Fragen nach Macht und Repräsentation verknüpft (Crampton 2006: 11). Eine solche Situierung verlangt nach einer dekonstruktivistischen und diskursanalytischen Leseart (Krämer 2007: 81ff.). Dies soll im Folgenden sowohl mit den Karten als auch mit den Berichten der Nordostpassagenexpeditionen des 16. Jahrhunderts gemacht werden.

3. IMAGINATIONEN DES ERFOLGS — In welcher Form sich in den Karten (analog zu den Beschreibungen Linschotens weiter oben) die Abwesenheit eines „Non Plus Ultras“ manifestiert, soll

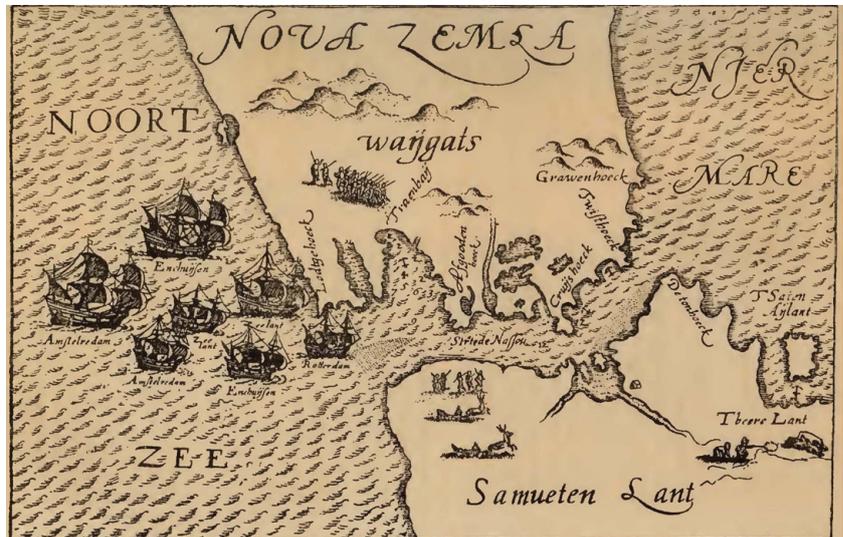
mit den *Kaart I, II* und *III* aus De Veers Reisebericht (Abb. 2–4) aufgezeigt werden (De Veer 1598). Alle drei Karten zeigen die Gegend um Nowaja Semlja aus der Vogelperspektive, wobei sich die *Kaart II* auf die Meerenge südlich der Insel beschränkt. Was auffällt sind die exakt vermessenen und kartierten Küstenlinien, was mit der damals gebräuchlichen Küstenliniennavigation, also dem Segeln auf Sicht entlang der Küste, erklärbar ist. Neben anderen topographischen Elementen wie schraffierten Untiefen und Erhebungen an Land speichern und bilden die Karten auch das neu gewonnene ethnographische Wissen sowie Kenntnisse über Flora und Fauna ab: szenenhafte Darstellungen der in dem Gebiet lebenden Samojeden, Hinweise auf Gänse, Seelöwen, Wale und Bären sowie Überlieferungsspuren von furchteinflößenden Seemonstern. Gleichzeitig widerspiegeln die drei Karten aber auch die Ereignisse der drei Reisen Barents'.

Die *Kaart I* zeigt die während der ersten Reise Barents' erstmals vermessene und kartierte Westküste der Insel Nowaja Semlja mit allen Buchten, Kaps und Beschriftungen. *Kaart II* verbildlicht die Begebenheiten der zweiten Reise: Die sieben Schiffe der von Holland, Zeeland und Amsterdam ausgerüsteten Expeditionen steuern zielstrebig auf die Meerenge von Waigatsch zu (welche fälschlicherweise nur als eine Passage dargestellt ist, da De Veer Waigatsch als mit Nowaja Semlja verbunden



// Abbildung 2
Gerrit de Veer, *Kaart I* (1598)

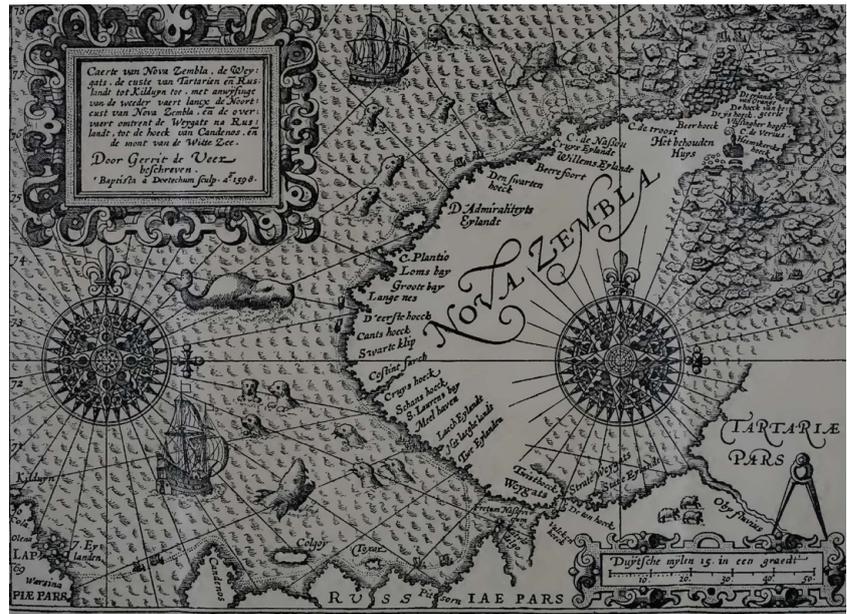
wiedergibt); die *Strate de Nassou* ist mit Meerestiefen, Ankerplätzen und Schraffuren für Untiefen versehen, aber, im Gegensatz zu den tatsächlich angetroffenen Verhältnissen, eisfrei dargestellt. Die *Kaart III* schliesslich zeigt neben der wiederum genau kartierten und beschrifteten Westküste Nowaja Semljas die Überwinterungsstätte der dritten Reise im vom Eis umschlossenen Nordosten der Insel. Das Schiff ist im Eis eingefroren und auf dem festen Inselgrund ist das Blockhaus (*Het behouden Huys* = das sichere Haus) erkennbar, in welchem Barents und seine Mannschaft überwintert haben. Die vielen Eisschollen erklären das Stranden der Expedition im Eis, bringen aber auch eine Gewissheit der Kenntnisse über dieses Gebiet zum Ausdruck. Das Gebiet ist nicht bloss mit einer homogenen Eisfläche gefüllt oder mit „infinite yse“ beschriftet, sondern die Eisschollen unterscheiden sich in Art, Grösse, Anordnung und Dichte. Diese Genauigkeit suggeriert, dass die Expeditionsteilnehmer neben der präzise wiedergegebenen Küstenlinie auch die Eisverhältnisse um Nowaja Semlja herum minutiös erforscht haben. Von der Überwinterungsstätte startend repräsentiert eine doppelte gepunktete Linie mit den mehrfach eingezeichneten Beibooten die Route der Rückreise bis nach Kildin.



// Abbildung 3
Gerrit de Veer, Kaart II (1598)

— Auf keiner dieser drei Karten tritt ein Scheitern der Expeditionen in Erscheinung. Weder zeigen die Karten die Probleme durch Eis und Wetter, noch die Umkehr der Schiffe. Was sie zeigen sind die neuen kartographischen und empirischen Erkenntnisse (Letzteres vor allem auf der *Kaart II*, in welcher Informationen über die lokale Bevölkerung durch Zeichnungen auf Nowaja Semlja und an der Festlandküste festgehalten sind), die Stärke der niederländischen Seefahrt (welche insbesondere durch die geschlossene Schiffsflotte auf der *Kaart II* zum Ausdruck kommt) sowie den heldenhaften Überlebenswillen von Barents' Mannschaft während und nach der Überwinterung auf der *Kaart III*. Hier wird deutlich, wie Erfolg und Scheitern das Ergebnis von Zuschreibungen, Selbstbeschreibungen und Einschreibungen in Texten und Karten sind: Mit unserem heutigen Blick auf die nicht gefundene Nordostpassagenroute scheinen die Expeditionen gescheitert zu sein, doch die Karten visualisieren

die zeitgenössische Geschichte einer erfolgreichen Expedition, die ausser einer heldenhaften Rückkehr auch noch geographisches und ethnographisches, vor allem aber immens repräsentatives Wissen generiert hat. Dies zeigt sich besonders deutlich in De Veers *Kaart II*. Die Karte hält den vermeintlichen Erfolg der Expedition in einer Momentaufnahme fest, die in Tat und Wahrheit kurz vor der Umkehr (also dem Scheitern) gemacht wurde. Dass die Skizze nachträglich und mit dem Wissen um die Umkehr



// Abbildung 4
Gerrit de Veer, Kaart III (1598)

erstellt wurde, zeugt von einer bewussten Wahl dieses spezifischen Momentes für die Repräsentation der Erfolgsfragmente dieser Reise.

— Auf diese Diskrepanz zwischen dem tatsächlich Erlebten und dem Narrativ des Beschriebenen (oder in diesem Fall des Gezeichneten) hat Robert McGhee hingewiesen. Nicht nur die Bilder – in diesem Fall die Karten – geben keine Auskunft über das dramatische Scheitern oder auch nur das Nichterreichen des ursprünglichen Ziels, sondern auch die Reiseberichte malen ein ausgesprochen positives Bild. Nach McGhee waren die meisten frühneuzeitlichen Expeditionen nicht die „well-planned projects“ gewesen, wie die Berichte behaupten, sondern hätten meist auf Fehlbeurteilungen und unzureichenden Planungen basiert (McGhee 2006: 132). Untersucht man in den Reiseberichten die Stellen, wo die Expeditionen abgebrochen werden müssen, bestätigt sich die tendenziell positive Darstellung der Ereignisse. Entweder wird die Umkehr gar nicht thematisiert oder so beschrieben, dass ein Scheitern nicht zum Ausdruck kommt:

„And thus we being out of al hope to discover any more to the Eastward this yeere, wee thought it best to returne, and that for three causes.

The first, the continuall Northeast and Northerly winds, which have more power after a man is past to the Eastwards of Caninoze, then in any place that I doe know in these Northerly regions.

Second, because of great and terrible abundance of ice which we saw with our eies, and we doubt greater store abideth in those parts: I adventured already somewhat too farre in it, but I thanke

God for my safe deliverance from it.

Third, because the nights waxed darke, and the winter began to draw on with his stormes: and therefore I resolved to take the first best wind that God should send and plie towards the bay of S. Nicholas, and to see if we might do any good there, if God would permitt it“ (Borough, zitiert in Hakluyt 1903: 342).

Stephen Boroughs Begründung der Umkehr auf der Reise von 1556 stützt sich ausschliesslich auf äussere meteorologische Umstände: Wind, Eis und die länger werdenden Nächte lassen ihn und seine Mannschaft die Erkundungen für jenes Jahr abbrechen. Es schwingt in keiner Weise mit, dass es an dieser Stelle keinen Durchgang gäbe, also dass die gewählte Route eine Fehleinschätzung sein könnte. Die Männer beenden ihre Entdeckungsreise nur für „this yeere“, was darauf schliessen lässt, dass Borough und seine Leute überzeugt waren, im darauffolgenden Jahr dort wieder anknüpfen und weitersegeln zu können. Auch De Veers Beschreibungen der drei Reisen Barents' erwecken kaum ein Gefühl von Misserfolg. Von der ersten Reise berichtet er, dass nachdem Barents „had taken all that paine, and finding that he could hardly get through, to accomplish and ende his pretended voyage, his men also beginning to bee weary and would saile no further, they all agreed to returne back again“ (De Veer 2010: 27). Die Umkehr wird so zum Resultat einer erfolgreichen gemeinsamen Übereinkunft, nicht eines Misserfolges der Expedition. Obwohl De Veer erwähnt, dass Barents mit seinem Schiff nicht mehr weitergekommen sei und seine Mannschaft auch nicht mehr gewillt gewesen sei, weiter zu segeln, ist die Rechtfertigung zur Umkehr nicht, dass es dort kein Durchkommen gäbe, sondern lediglich nicht zu jenem Zeitpunkt. Besonders stark kommt die optimistische Haltung bei Linschoten zum Ausdruck:

„Hierauf schien es, daß weiter nichts zu entdecken wäre, und wir zweifelten nicht mehr, daß man von da aus nicht freye Fahrt haben sollte, denn die Küste wird breiter, und streckt sich Nordost, bis an das Vorgebirge Tabyn. Hierauf macht sie rückwärts einen Bogen und Winkel und zieht sich China zu“ (Linschoten, zitiert in Adelong 1768: 150).

Diese vorausblickenden und zuversichtlichen Worte schreibt Linschoten, nachdem seine Expedition auf der ersten Reise durch die Meerenge von Waigatsch gesegelt ist. So stark sind die Hoffnungen auf das Erreichen des ‚gelobten Landes‘, dass Linschoten kaum Zweifel aufkommen lässt, dass danach der weitere Weg nach China einfach sei und nur darauf warte, von den Niederländern erkundet zu werden. Auch auf der zweiten Reise, auf welcher sie

durch die viel grössere Eismassen sogar weniger weit kommen als im Vorjahr, bleibt Linschoten überzeugt, dass nach „der Meerenge gegen Osten ein grosses und offenes Meer seyn muß“, welches bis nach China reiche (Ebd.: 200). In den Karten und Berichten präsentieren sich Versprechen und Hoffnung häufig in Form von vorausgegriffenem und imaginiertem Erfolg.

4. ERZÄHLTE VERSPRECHEN – VERSPROCHENE ERZÄHLUNGEN

— Wenn die Nordostpassage tatsächlich so viel schwieriger zu bewältigen war, als es sich die Lehnstuhl-Geographen und die Seefahrer der Expeditionen des 16. Jahrhunderts vorstellten, drängt sich die Frage auf, welche Funktionen dieser optimistische Grundton in den Reiseberichten zu erfüllen hatte (McGhee 2006: 135). Erstens spielte Rechenschaft eine grosse Rolle in den Narrativen der Berichte. Die meisten Logbücher und Reiseberichte wurden nach den Expeditionen den Befehlshabern oder Geldgebern übergeben. Linschoten, zum Beispiel schreibt, dass er „ihrer Hoheit [dem Prinzen von Oranien, SC] [s]eine Reisebeschreibung von dieser Reise [der ersten von 1594, SC], mit den zugehörigen Kupfern und Charten, ohne etwas an [s]einem Tagebuche zu ändern“ übergeben habe (Linschoten, zitiert in Adelung 1768: 172). Um den Auftraggebern gegenüber Rechenschaft abzulegen, musste der Bericht zwingend positiv verfasst sein und konnte nicht von Misserfolgen berichten, sei die Reise noch so erfolglos gewesen. Schliesslich würden zukünftige Expeditionen, an denen die Seefahrer durchaus eigenes Interesse hatten, nur dann unterstützt, wenn Aussicht auf weitere Erfolge bestand. Jedes Fragment optimistischer Evidenz konnte die Basis für neue Expeditionen bilden (Williams 2010: xvi). In diesem Sinne löste das Scheitern der Expeditionen etwas Produktives aus, welches in der Dynamik der aufeinanderfolgenden Entdeckungsfahrten deutlich wird. Einen ähnlichen Effekt hatten interne Kontroversen. Divergierende geographische Grundlagen, unterschiedliche Finanzierungen, ungleiche wirtschaftliche Interessen und nicht zuletzt auch ein gewisser Stolz und Egoismus der Kommandanten führte oft zu Spannungen und Auseinandersetzungen auf den Expeditionen. Pet und Jackman, die für die Expedition von 1580 eigentlich gemeinsam die Verantwortung trugen, trennten sich schon kurz nach Vardø aufgrund abweichender Vorstellungen über den anzupeilenden Kurs (Smyth, zitiert in Hakluyt 1903: 284). Im Umfeld der unterschiedlich finanzierten und unterstützten Expeditionen um Barents entstanden mehr als einmal Meinungsverschiedenheiten.¹²⁾ Auf der zweiten

12)

Während der ersten Reise entfacht sogar unter den Holländer und Zee-länder Schiffen Streit darüber, ob sie schon das Ende der Meerenge von Waigatsch erreicht hätten oder nicht. Darauf benennen sie eine Landspitze Twisthoek (Streitvorgebirge; Linschoten, zitiert in Adelung 1768: 135).

Reise berichtet Linschoten, wie sich die Holländer und Zeeländer und die Amsterdamer über das weitere Vorgehen aufgrund des vielen Eises in der Meerenge von Waigatsch nicht einig waren:

„Die Amsterdamer waren ganz anders gesinnet: sie wollten, daß zwey Schiffe oder Jachten den Winter durch auf Abentheuer da bleiben, und künftigen Frühling auf diesen Meeren weiter zu gehen versuchen sollten; [...]. Hierauf antwortete man, daß wir, vermöge unserer Instruction, ganz und gar nicht dazu verbunden wären, wenn sie aber diese Reise auf ihre Verantwortung unternehmen wollten, könnten sie es thun, und sehen, was daraus erfolgen würde. Da sie nun bey ihrer Meinung blieben, gingen wir, nachdem wir uns lange gestritten, aus einander“ (Linschoten, zitiert in Adelung 1768: 197).

Dennoch wurden Meinungsunterschiede wie diese, die mit den ursprünglichen Instruktionen in Konflikt standen, nicht als ein Scheitern angesehen. Sie bedurften lediglich einer besonderen und den eigenen Standpunkt positiv bewertenden Rechtfertigung gegenüber den Auftraggebern, insbesondere dann, wenn sie Auswirkungen auf die Reiseroute und das Resultat der Expedition hatten (Williams 2010: xvi).

— Eine zweite Funktion des optimistischen Grundtones hat nationalen Charakter. Diese ist vor allem in den Propagandaschriften und -briefen über die Nordostpassage ausgeprägt. Robert Thorne, ein Kaufmann aus Bristol, hatte das Argument der kürzeren Arktisroute nach China in einem Brief an den englischen König Heinrich VIII. und einer Abhandlung, adressiert an Dr. Ley, den Abgesandten des englischen Königs am Hofe von Karl V. in Sevilla, schon 1527 vorgebracht.¹³⁾ In seinem Brief an König Heinrich VIII. schrieb Thorne, „that with a small number of ships there may bee discovered divers New lands and kingdomes, in the which without doubt your Grace shall winne perpetuall glory, and your subjects infinite profite“ (Thorne, zitiert in Hakluyt 1903: 161) und dass die Engländer entlang der Nordostpassage „shall not travell halfe of the way that other doe“, nämlich die Spanier und die Portugiesen über die Südamerika- und Südafrikarouten (Ebd.: 163). Auch relativiert er die Gefahren des Nordens: die langen Sommertage seien nur von Vorteil und die kalten Gebiete, wo sich Eis bildet, seien lediglich ganz kurze Abschnitte (Ebd.: 162). In der an Dr. Ley adressierten Abhandlung bringt Thorne seine Haltung auf den Punkt: „there is no land uninhabitable, nor Sea innavigable“ (Ebd.: 178). Thornes Argumentation impliziert, dass die Nordostroute bereit lag und nur darauf wartete, von den Engländern entdeckt

13)

Diese beiden Dokumente Thorne hat Richard Hakluyt unter den Titeln *A declaration of the Indies and lands discovered, and subdued unto the Emperour, and the king of Portingal: And also of other partes of the Indies which the worshipfull M. Robert Thorne merchant of London (who dwelt long in the citie of Sivil in Spain) exhorted kind Henrie the eight to take in hand und The book made by the right worshipful M. Robert Thorne in the yeere 1527. in Sivil, to Doctour Ley, Lord ambassador for king Henry the eight, to Charles the Emperour, being an information of the parts of the world, discovered by him and the king of Portingal: and also of the way to the Moluccaes by the North in seine Sammlung von englischen Reiseberichten aufgenommen (Hakluyt 1903: 159–163 und 164–181).*

und genutzt zu werden. An Heinrich VIII. schreibt er: „So that now rest to be discovered the sayd North parts, the which it seemeth to mee, is onely your charge and duety. Because the situation of this your Realme is thereunto neerest and aptest of all other [...]“ (Ebd.: 161). Hier kommt eine Art Prädestinationsglaube zum Ausdruck: einer, der auf dem Exzeptionalismus und der nationalen Grösse Englands basiert und auf ein Aufholen Englands gegenüber Spanien und Portugal abzielt. Ähnliche Passagen finden sich auch in den niederländischen Dokumenten.

— In den Reiseberichten wird deutlich, dass der optimistische Grundton oft auf einer Argumentation basierte, welche die beiden Beweggründe Rechenschaft und nationale Propaganda miteinander verschränkte und somit Erfolgsversprechungen miteinflocht. Die Abreise der Expedition von Willoughby, Chancellor und Borough von England im Mai 1553 veranschaulicht diese Verheissungen und zeigt, wie die Berichte Versprechen, Ruhm und Ehre mit geradezu überirdischen Hoffnungen verbanden:

„And being come neere to Greenwich, (where the Court then lay) presently upon the newes thereof, the Courtiers came running out, and the common people flockt together, standing very thicke upon the shoare: the privie Counsel, they lookt out at the windowes of the Court, and the rest ranne up to the toppes of the towers: the shippes hereupon discharge their Ordinance, and shoot off their pieces after the maner of warre, and of the sea, insomuch that the tops of the hilles sounded therewith, the valleys and the waters gave an Eccho, and the Mariners, they shouted in such sort, that the skie rang againe with the noyse thereof. [...] To be short, it was a very triumph (after a sort) in all respects to the beholders“ (Adams, zitiert in Hakluyt 1903: 244ff.).

Als die Schiffe an Greenwich vorbeisegeln, wurden die Besatzungen wie vorweggenommene Helden verabschiedet. Die Entdeckungsfahrt von Willoughby war die erste von der eigens dafür gegründeten *Muscovy Company* organisierte Expedition, in welche viele der Londoner Händler und Adelligen, die die Schiffe in Greenwich so frenetisch feierten, eine Menge Geld investiert hatten. Es stand viel Kapital und Reputation auf dem Spiel; kein Wunder, dass die involvierten Personen an einen sicheren Erfolg des Projektes glauben wollten. Unterstrichen wurde dieser Optimismus im Falle der Expedition von Willoughby durch die selbstbewusste Namenswahl der drei Expeditionsschiffe, *Bona Esperanza*, *Bona Confidentia* und *Edward Bonaventura*, und das Ausrüsten der Schiffe mit Blei gegen die Schiffsbohrwürmer, welche sie in den

14)

Der Schiffsbohrwurm ist eine wurmartige Muschel, die in warmen und gemäßigten Zonen vorkommt und seit der Antike dafür bekannt war, dass sie Schiffsrümpfe anbohrte. Um die Schiffe zu schützen, wurden sie mit einem Anstrich versehen oder mit Kupfer- oder Bleiplatten verkleidet.

tropischen Gewässern um China anzutreffen erwarteten (McGhee 2006: 139).¹⁴⁾ Die riskanten Expeditionen setzten sowohl das Kapital der Investoren als auch die Reputation der Nation aufs Spiel. De Veer und Linschoten betonen in den Vorreden zu ihren Reiseberichten, dass auch die Spanier und Portugiesen mehrere Anläufe für ihre Entdeckungen gebraucht hätten (De Veer 2010: 2; Linschoten, zitiert in Adelung 1768: 106 und 212). Das Scheitern wird so bei den anderen Nationen verortet und der Erfolg in Form von Smyths englischen Flaggen in seiner Skizze, den Namen von Willoughbys Schiffen und den mit Blei ausgekleideten Schiffen in den eigenen Expeditionen, Berichten und Karten ein- und festgeschrieben.

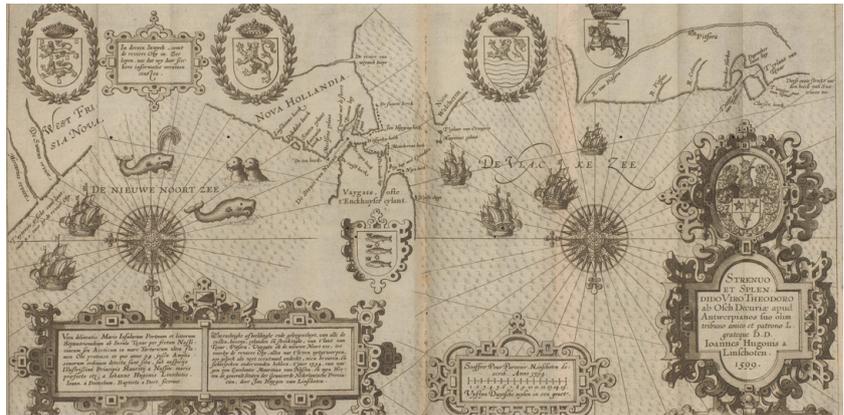
5. KARTOGRAPHISCHE UNSCHÄRFEN — Das dennoch allgegenwärtige Scheitern der Expeditionen wird in den Karten der Expeditionen meist durch subtile Unschärfen und Leerstellen überdeckt, welche den Leser weg vom Scheitern und hin zum Erfolg lenken. Dies wird durch in der Wirkmächtigkeit der kartographischen Dokumente besonders evident. Zeitgenössische Globen und Karten trugen einen gewichtigen Anteil an der Vorstellung von einem Seeweg entlang der Nordrouten. Die in die Expeditionen involvierten Personen wussten nicht um die praktische Unmöglichkeit einer Besegelung der Nordostpassage und insbesondere der Meerenge von Waigatsch mit den damals zur Verfügung stehenden Schiffen; was zählte, war das, was aus den Karten gelesen werden konnte und diese sprachen für eine Nordost-, Nordwest- oder gar eine direkte Nordpolroute (Mancall 2007: 81). In Bezug auf den Norden war der flämische Geograph Gerhard Mercator einerseits durch seine Karten, andererseits auch durch seine Texte, eine respektierte Autorität und seine Vorstellungen beeinflussten insbesondere die in England zirkulierenden geographischen Konzeptionen (Skelton 1962: 158 und 165). Er war es auch, der mit dem oft zitierten Satz „The voyage to Cathaio by the East, is doutlesse very easie and short [...]“ als einer der prominentesten Advokaten einer Nordostpassage in die Geschichte einging (Mercator, zitiert in Hakluyt 1903: 278). Was Mercator für die Engländer war, war Petrus Plancius für die Niederländer, vor allem für die Amsterdamer Expeditionen im 16. Jahrhundert. Bezüglich einer neuen Route Richtung Asien vertrat Plancius einen nördlichen Kurs. Da er der Meinung war, dass Nowaja Semlja mit dem russischen Festland verbunden und die Karasee somit eine Bucht sei, plädierte er für einen Kurs mindestens oberhalb von Nowaja Semlja, wenn nicht sogar über den Nordpol. Im Gegensatz dazu war Linschoten überzeugt, dass Nowaja Semlja eine Insel sei,

und setzte sich daher für eine Passagesuche südlich von Nowaja Semlja ein. In einer Debatte zwischen Plancius und Linschoten vor dem niederländischen Prinz Maurits und den Generalstaaten soll Linschoten zahlreiche Argumente ins Feld geführt haben, warum die Karasee ein Ozean und nicht ein Binnenmeer sei (Tracy 1980: 57). Wie sehr Linschoten Plancius' Nordpolkurs ablehnte, kommt in der Vorrede zu seinem Reisebericht zum Ausdruck:

„Plancius glaubte nicht, daß man allda durchkommen möchte [zwischen Nowaja Semlja und dem russischen Festland, SC], sondern vielmehr über Nova Zembla; nemlich unter dem Pol, sollte dieses möglich seyn, wie er aller Welt und gar Sr. Excellenz mit tausend Gründen beweisen wollte; indem er den Weg durch Waigatz, zwischen Nova Zembla und der Tartarey, als gänzlich unmöglich verwarf, weil er unter dem Pol über Nova Zembla, seiner Meinung nach, gewiß seyn sollte. Es sind aber jedermann die traurigen Folgen davon bekannt, die Wilhelm Barenz auf dieser unglücklichen und betrübten Fahrt, wie man in der gedruckten Beschreibung davon lesen kan, erfahren muste“ (Linschoten, zitiert in Adelung 1768: 105).

Dieser Auszug zeigt, dass die Kontroverse über den anzusteuern Kurs intensiv geführt wurde und dass deshalb gar innerhalb der niederländischen Expeditionen ein Konkurrenzkampf bestand. Linschoten, der seinen Bericht erst 1601 veröffentlichte, nimmt hier als Negativbeispiel dafür, was geschehen kann, wenn man Plancius' Nordpolkurs folgt, die „unglückliche[n] und betrübte[n] Fahrt“ von Barents, welcher in der Zwischenzeit auf seiner dritten Reise im Nordmeer gestorben war.

_____ Einen bildlichen beziehungsweise kartographischen Beleg für die Ablehnung Linschotens gegenüber dem Nordkurs Plancius' bietet dessen Karte über die erste Reise von 1594 (**Abb. 5**), welche Bestandteil seines Reiseberichtes ist (Linschoten 1601). Auch diese Karte konzentriert sich, ähnlich wie die Karten De Veers, auf die Gegend um Nowaja Semlja, erstreckt sich jedoch auf ein grösseres Gebiet von Nordsibirien im Osten bis fast zum Weissen Meer im Westen. Auf den ersten Blick verwirrend sind die Ausrichtung der Karte nach Süden (statt wie meistens üblich nach Norden) und die nur fragmentarisch wiedergegebenen Küstenlinien. Bezogen auf



// **Abbildung 5**

Jan Huygen van Linschoten, *Vera delineatio Maris Insularum Portum et littorum Septentionalium (...)* quo anno 94 detecta sunt situ (1601)

den Nordkurs Plancius' zeigt die Karte das Nordende Nowaja Semljas erst gar nicht und füllt den leeren Raum nördlich der akkurat skizzierten Südspitze der Insel mit Windrosen, Kartuschen und Wappen. Hier wird deutlich, was der Kartographiehistoriker John Brian Harley als „cartographic silences“ bezeichnet. Diese unterscheiden sich insofern von „weissen Flecken“ (Michalsky 2009: 13), als dass die „silences“ mehr sind als die bloße Abwesenheit von etwas Anderem (Harley 1988: 58). Der mit dekorativen Elementen gefüllte Bereich um den Norden Nowaja Semljas ist also nicht ein weisser Fleck, der den Unkenntnissen über diese Gegend geschuldet ist, sondern eine „silence“ über diesen Teil, also implizit über den Nordkurs Plancius' und die Amsterdamer Expedition unter Barents. Zudem lenkt Linschoten so den Fokus auf den Südteil Nowaja Semljas und somit auf den Kurs der Holländer und Zeeländer, was zusätzlich durch die Südausrichtung der Karte unterstrichen wird.

— Die Karte von Jan Huygen van Linschoten weist aber noch weitere Unschärfen auf, welche kartographisches Schweigen zum Ausdruck bringen und den Fokus des Kartenlesers auf bestimmte Bereiche lenken. Die Karte zeigt mit den Ausschnitten der Nordküste Russlands und der Südspitze Nowaja Semljas eigentlich nur sehr wenige Küstenabschnitte. Es sind lediglich diejenigen Gebiete dargestellt, welche die Holländer und Zeeländer auch wirklich besetzt und erkundet haben. Die beiden dominierenden Meeresräume des Nordmeers und der Karasee betonen den Passagencharakter und somit den Stellenwert der Meerenge von Waigatsch. Dort, wo die Entdecker keine genauen Kenntnisse über die Küste hatten erlangen können, liess Linschoten die Stellen frei oder füllte sie mit dekorativen Elementen. Die Kartusche in der linken oberen Ecke, zum Beispiel, überlagert jene Stelle, an der die Expedition die Flussmündung des Obs vermutete. Der Text in der Kartusche besagt, dass in jener Bucht der Fluss Ob in die See fliesse, was die Niederländer aus sicheren Informationen, also von den Einheimischen, verstehen konnten.¹⁵⁾ Weiter sind Leerstellen oder weniger wichtige Stellen der Karte mit den Wappen der niederländischen Provinzen Friesland, Südholland und Zeeland (oben von links nach rechts) sowie der Stadt Enkhuizen (im nördlichen Teil Nowaja Semljas) besetzt. Diese Provinzen und Städte waren die wichtigsten Geldgeber der Expedition von 1594, die Linschoten begleitet hatte.¹⁶⁾ Die Kartuschen und Wappen auf Linschotens Karte erfüllen so einerseits die Funktion einer „cartographic silence“, indem sie unerforschte Gebiete oder diskreditierte Routen überdecken. Andererseits lenken

15)

Übersetzung SC. Im Original lautet der Text: „In deesen Inwyck, comt de reviere oby in Zee lopen, nae wy door seeckere informatie verstaen consten.“

sie den Leser im Sinne einer „selektiven Aufmerksamkeit“ auf die für die Expedition relevanten Bereiche (Schenk 2002: 493). Indem diese dekorativen Elemente zusätzliche Informationen und Hinweise zu den Hintergründen und Errungenschaften der Expedition geben, liest sich die Karte wie ein Resümee der Reise und ihrer Zusammenhänge. Letzteres bindet mit den Bezügen auf Geldgeber und unterstützende Provinzen und Städte die einzelnen Expeditionen wiederum in ein grösseres Narrativ der Erfolgsgeschichte der niederländischen Seefahrt und Entdeckungsreisen ein. Ohne die füllenden bildlichen Elemente wäre die Karte Linschotens nur eine lückenhafte Kompilation von Küstenlinien. Diese Elemente aber schaffen aus der kartographischen Unschärfe dieser Bruchstücke einen entdeckten und erschlossenen Raum, suggerieren in diesem eine mögliche Passage und markieren gleichzeitig die Präsenz der Niederländer in diesem Raum.

6. EVIDENZ VON ERFOLG? — Die englischen und niederländischen Nordostpassagen-Expeditionen des 16. Jahrhunderts befanden sich auf einer schmalen Gratwanderung zwischen Weiterverfolgung und Aufgabe der Nordostpassagen-Route. Allein der Umstand, dass zeitweise neben der Nordostpassage parallel dazu im Norden Amerikas eine Nordwestpassage gesucht wurde, zeigt, wie prekär die Finanzierung und Durchführung dieser Expeditionen im Grunde genommen war. Gleichzeitig waren in dieser frühen Phase der Suche nach einem neuen Seeweg nach Asien die geographischen Gebiete des Nordens noch so unerschlossen, dass es in einem ersten Schritt nur darum gehen konnte, überhaupt einen topographisch möglichen Durchgang zu finden. Erst in einem zweiten Schritt hätte das Ziel lauten können, bis nach Asien zu gelangen. Unter diesen Umständen war demzufolge die Definition von Erfolg bei weitem weniger eindeutig, wie man aus der heutigen Perspektive annehmen könnte. Erfolg war im Falle der investigativ vorgehenden Nordostpassagen-Expeditionen eigentlich schon der Beweis der Existenz einer Passage bei Nowaja Semlja und nicht, dass schon der gesamte Seeweg bis China bewältigt werden konnte. Allein daran zeigt sich, dass die Anwendung von Kategorien wie Erfolg und Scheitern im Falle dieser Expeditionen weitaus komplexer ist als die Beantwortung der Frage, ob die Schiffe ihr Ziel China erreicht hätten oder nicht.

— Erfolg und Scheitern in den Nordostpassagen-Expeditionen sind auch über die grundsätzliche Frage nach dem Erreichen Chinas hinaus keine festen Zuschreibungen, sondern immer das Resultat

16)

Mit der grossen Kartusche rechts unten widmet Linschoten die Karte dem Amsterdamer Kaufmann Dirck Van Os. Van Os war zwar einer der Geldgeber des Amsterdamer Schiffes unter Willem Barents (also eigentlich der Konkurrenzexpedition in Bezug auf die Route), doch der Geldgeber von Linschotens Schiff, Balthasar de Moucheron, war ein enger Freund und Handelspartner von Van Os in Archangelsk (Zandvliet 2002: 34).

von Aushandlungen und Einschreibungen, sei dies auf der ökonomischen, persönlichen oder nationalen Ebene. Die Expeditionsleiter waren den Geldgebern gegenüber verpflichtet, Erfolgsberichte abzuliefern und die hohen Investitionen zu rechtfertigen. Aber auch um ihrer Person willen waren Erfolgsmeldungen wichtig. Neben dem persönlichen Ruf hingen davon auch nächste Expeditionen und somit auch weitere Anstellungen der Seefahrer ab. Welche Implikationen Erfolg auf der nationalen Ebene haben konnte, wird aus dem immer wieder aufgerufenen Konkurrenzkampf zu den iberischen Seemächten Spanien und Portugal ersichtlich. So erstaunt es nicht, dass das nicht erreichte Ziel in den Berichten und Karten oft durch Versprechungen und Verheissungen überblendet wurde. Auch zeigen die Dokumente der Nordostpassagen-Expeditionen, wie Narrative bewusst gewählt und entsprechend instrumentalisiert wurden. Da die Schifffahrt des 16. Jahrhunderts grösstenteils auf der Küstenschifffahrt basierte, hatten Karten in jener Zeit als Hilfsmittel zur Orientierung und Navigation nur eine zweitrangige Funktion. So konnten die Karten als Erzählmatrix funktionieren und waren bestens geeignet, um das „wishful thinking“ und die „creative imagination“ der Nordostpassagenexpeditionen zu bedienen. Wie gezeigt wurde, konnten Karten wie die *Kaart III* von De Veer (**Abb. 4**) eine Expedition in eine grössere Erzählung einbinden, die durch die Spuren der Schiffe zwischen den Niederlanden und dem Nordmeer eine Verbindung zwischen dem Mutterland der Expeditionen und den neu entdeckten Gebieten herstellte. Windrosen, Kartuschen und Wappen erhielten so ganz neue Bedeutung und Funktion. Vordergründig sind sie Elemente der Dekoration und Beweismittel der mathematischen Akkuratheit einer Karte. Gleichzeitig legen sie, wie im Beispiel von Linschotens Karte (**Abb. 5**), auch den Mantel des kartographischen Schweigens über gewisse Gebiete und lenken so den Fokus der damaligen Auftraggeber wie den der heutigen Leser auf ganz bestimmte Bereiche: Mit der Meerenge bei Waigatsch auf jenen Bereich nämlich, in dem sich der Teil-Erfolg der Expeditionen am deutlichsten manifestierte.

// **Abbildungsnachweis**

Abb. 1: Smyth, Hugh: Sketch. In: Ders.: *Journal of the ships George and William, Arth. Pett and Ch. Jackman, commanders, which sailed May 21, 1580, from London, on a voyage for the discovery of a passage to Cathay by the North Seas*. Manuskriptkarte. Reproduktion aus: Skelton, Raleigh Ashlin (1958): *Explorers' Maps. Chapters in the Cartographic Record of Geographical Discovery*. London, Routledge and Kegan Paul, S. 105. (Original in der British Library, London)

Abb. 2: De Veer, Gerrit: *Kaart I*. 21.5x14cm. In: Ders. (1598): *Waerachtighe beschryvinghe van drie seylagien, ter werelt noyt soo vreemt ghehoort [...]*. Amsterdam, Cornelis Claesz, zw. Fol. 3 und 4. Reproduktion aus: Ders. (1917): *Reizen van Willem Barents*,

Jacob van Heemskerck, Jan Cornelisz. Rijk en anderen naar het Noorden (1594-1597) verhaald door Gerrit de Veer, uitg. door S.P. L'Honoré Naber. 'S-Gravenhage, Martinus Nijhoff, Blz. 8 zw. S. 8 und 9.

Abb. 3: De Veer, Gerrit: Kaart II. 21.5x14cm. In: Ders. (1598): Waerachtighe beschryvinghe van drie seylagien, ter werelt noyt soo vreemt ghehoort [...]. Amsterdam, Cornelis Claesz, zw. Fol. 11 und 12. Reproduktion aus: Ders. (1917): Reizen van Willem Barents, Jacob van Heemskerck, Jan Cornelisz. Rijk en anderen naar het Noorden (1594-1597) verhaald door Gerrit de Veer, uitg. door S.P. L'Honoré Naber. 'S-Gravenhage, Martinus Nijhoff, Blz. 32 zw. S. 32 und 33.

Abb. 4: De Veer, Gerrit: Kaart III. 24.5x18cm, in: Ders. (1598): Waerachtighe beschryvinghe van drie seylagien, ter werelt noyt soo vreemt ghehoort [...]. Amsterdam, Cornelis Claesz, zw. Fol. 47 und 48. Reproduktion aus: Ders. (1917): Reizen van Willem Barents, Jacob van Heemskerck, Jan Cornelisz. Rijk en anderen naar het Noorden (1594-1597) verhaald door Gerrit de Veer, uitg. door S.P. L'Honoré Naber. 'S-Gravenhage, Martinus Nijhoff, Blz. 138 zw. S. 138 und 139.

Abb. 5: Linschoten, Jan Huygen van: Vera delineatio Maris Insularum Portum et littorum Septentionalium ab Insula Toxar per fretum Nassoviacum seu Arcticum in mare Tartaricum ultre flumen Obi protensa eo quo anno 94 jussu Amplissimorum ordinum detecta sunt situ, sub auspiciis Illustrissimi Principis Maurittii a Nassou maris praefecto etc. a Iohanne Hugonis Linschotio. Ioann. a Doetechum, Baptista a Doet. fecerunt. 1599. In: Ders. (1601): Voyagie, ofte schip-vaert, van Ian Huyghen van Linschoten [...]. Franeker, Gerard Ketel, zweite Bildtafel zw. Fol. 7 und 8.

// Literatur

Adelung, Johann Christoph (1768): Geschichte der Schiffahrten und Versuche welche zur Entdeckung des nordöstlichen Weges nach Japan und China von verschiedenen Nationen unternommen worden. Zum Behufe der Erdbeschreibung und Naturgeschichte dieser Gegenden entworfen. Halle, Johann Justinus Gebauer.

Crampton, Jeremy W.; Krygier, John (2006): An Introduction to Critical Cartography. In: An International E-Journal for Critical Cartography, Jg. 4, H. 1, S. 11–33.

De Veer, Gerrit (1598): Waerachtighe beschryvinghe van drie seylagien, ter werelt noyt soo vreemt ghehoort [...]. Amsterdam, Cornelis Claesz.

Ders. (1917): Reizen van Willem Barents, Jacob van Heemskerck, Jan Cornelisz. Rijk en anderen naar het Noorden (1594-1597) verhaald door Gerrit de Veer, uitg. door S.P. L'Honoré Naber. 'S-Gravenhage, Martinus Nijhoff.

Ders. (2010): The Three Voyages of William Barents to the Arctic Regions (1594, 1595, and 1596). First edition edited by Charles T. Beke. Second edition with an introduction by Lieutenant Koolemans Beynen. Cambridge, Cambridge University Press.

Fernández-Armesto, Felipe (2007): Maps and Exploration in the Sixteenth and Early Seventeenth Centuries. In: Woodward, David (Hg.), The History of Cartography. Volume Three. Cartography in the European Renaissance. Part 1. Chicago, The University of Chicago Press, S. 738–770.

Hakluyt, Richard (1903): The Principal Navigations, Voyages, Traffiques & Discoveries of the English Nation Made by Sea or Over-land to the Remote and Farthest Distant Quarters of the Earth at any Time within the compasse of these 1600 Yeers, Bd. 2 und 3. Glasgow, James MacLehose.

Hartley, John Brian (1988): Silences and Secrecy. The Hidden Agenda of Cartography in Early Modern Europe. In: Imago Mundi Jg. 40, S. 57–76.

Krämer, Sybille (2007): Karten - Kartenlesen - Kartographie. Kulturtechnisch inspirierte Überlegungen. In: Helas, Philine; Polte, Maren; Rückert, Claudia u. a. (Hg.): Bild/Geschichte. Festschrift für Horst Bredekamp. Berlin, Akademie Verlag, S. 73–82.

Kugler, Hartmut (2007): Himmelsrichtungen und Erdregionen auf mittelalterlichen Weltkarten. In: Glauser, Jürg; Kiening, Christian (Hg.): Text - Bild - Karte. Kartographie der Vormoderne. Freiburg i.Br., Rombach Verlag, S. 175–199.

Linschoten, Jan Huygen van (1601): Voyagie, ofte schip-vaert, van Ian Huyghen van Linschoten [...]. Franeker, Gerard Ketel.

Mancall, Peter C. (2007): Hakluyt's Promise. An Elizabethan's Obsession for an English America. New Haven, Yale University Press.

McGhee, Robert (2006): The Last Imaginary Place. A Human History of the Arctic World. Oxford, Oxford University Press.

Michalsky, Tanja; Schmieder, Felicitas; Engel, Gisela (2009): Einleitung. Aufsicht - Ansicht - Einsicht, in: Michalsky, Tanja; Schmieder, Felicitas; Engel, Gisela (Hg.): Aufsicht - Ansicht - Einsicht. Berlin, trafo, S. 7–17.

- Reinhard, Wolfgang (2008):** Kleine Geschichte des Kolonialismus. Stuttgart, Alfred Kröner Verlag.
- Schenk, Frithjof Benjamin (2002):** Mental Maps. Die Konstruktion von geographischen Räumen in Europa seit der Aufklärung. In: Geschichte und Gesellschaft Jg. 28, H. 3, S. 493–514.
- Skelton, Raleigh Ashlin (1962):** Mercator and English Geography in the 16th Century. In: Stadtarchiv Duisburg in Verbindung mit der Mercator-Gesellschaft (Hg.): Duisburger Forschungen. Duisburg, Verlag für Wirtschaft und Kultur Werner Renckhoff KG, S. 158–170.
- Skelton, Raleigh Ashlin (1958):** Explorers' Maps. Chapters in the Cartographic Record of Geographical Discovery. London, Routledge and Kegan Paul.
- Tracy, James D. (1980):** True Ocean Found. Paludanus's Letters on Dutch Voyages to the Kara Sea, 1595-1596. Minnesota, University of Minnesota Press.
- Whitfield, Peter (1998):** New Found Lands. Maps in the History of Exploration. London, The British Library.
- Williams, Glyn (2010):** Arctic Labyrinth. The Quest for the Northwest Passage. Berkeley, University of California Press.
- Zandvliet, Kees (2002):** Mapping for Money. Maps, Plans and Topographic Paintings and their Role in Dutch Overseas Expansion during the 16th and 17th Centuries. Amsterdam, Batavian Lion International.

// Angaben zur Autorin

Sonia Calvi studierte Geschichte und Englisch in Basel. Ihren Abschluss erlangte sie mit ihrer Masterarbeit Imaginationsraum Nordmeer in Texten und Karten der englischen und niederländischen Nordostpassagen-Expeditionen des 16. Jahrhunderts, aus welcher auch dieser Aufsatz entstand. Sie promoviert zur Zeit an der Universität Basel zum Thema Reformationsordnungen, Luxusgesetze und Kleidermandate in frühneuzeitlichen Städten der Schweiz und Süddeutschlands.

// FKW WIRD GEFÖRDERT DURCH DAS MARIANN STEEGMANN INSTITUT UND DAS INSTITUTE FOR CULTURAL STUDIES IN THE ARTS DER ZÜRCHER HOCHSCHULE DER KÜNSTE
// REDAKTION // SIGRID ADORF / KERSTIN BRANDES / SILKE BÜTTNER / MAIKE CHRISTADLER / HILDEGARD FRÜBIS / EDITH FUTSCHER / KATHRIN HEINZ / ANJA HERRMANN / KRISTINA PIA HOFER / MARIANNE KOOS / KEA WIENAND / ANJA ZIMMERMANN // WWW.FKW-JOURNAL.DE

RISKANTE PROJEKTE? ÖKONOMISCHE PRAKTIKEN UND MOBILITÄT VON HÄNDLERINNEN IN DER KOLONIE NEW NETHERLAND

Der anonyme Kupferstich *Nieu Amsterdam* aus den 1650er Jahren zeigt eine Handelsszene. Im Hintergrund ist die Hauptstadt der Kolonie New Netherland (1609-1664), New Amsterdam, das heutige New York zu sehen.¹⁾ (Abb. 1)

Die beiden Protagonisten, ein Mann und eine Frau, handeln mit typischen Waren der nordamerikanischen Kolonien: In den Händen des Händlers sowie in den Cargoboxen sind Felle und Pelze in verschiedenen Verarbeitungszuständen zu erkennen. Die Händlerin hält eine Kiste (vermutlich mit Lebensmitteln) vor ihrem Körper. Zwischen dem Hafen im Bildhintergrund und den beiden Händlern deuten drei Segelschiffe, die vor und im Hafen darauf warten gelöscht oder mit neuer Ware beladen zu werden, ebenso wie die dargestellten Sklaven und Sklavinnen bei der Zuckerverarbeitung auf die globale Bedeutung des Hafens von New Amsterdam hin, dessen Handelsstrukturen über transatlantische Beziehungen hinausgehen. Zwischen April und September florierte der Handel. Nicht nur die Niederländer, auch Engländer, Franzosen und Schweden nutzten den natürlichen und strategisch gut gelegenen Hafen Fort Amsterdam, um mit Asien und Afrika ebenso zu handeln wie mit Europa. Ein Großteil der Ladung, die nach Europa verschifft wurde, bestand dabei aus Pelzen – vornehmlich Biberpelzen.

Die Darstellung der Händlerin und des Händlers im Bildvordergrund unterstreicht, dass sich Geschlechterzuschreibungen, die Männer als global, Frauen hingegen als lokal betrachten, nur schwer mit zeitgenössischen Quellen in Einklang bringen lassen (Freeman 2001). In der Geschlechtergeschichte gilt das dichotome Narrativ der zur See fahrenden Männer, die als Abenteurer unterwegs waren, sich als Entdecker profilierten oder als

1)

I. N. Phelps Stokes, in dessen Sammlung in der New York Public Library sich der Stich befindet, datierte den Stich auf 1643, allerdings versehen mit einem Fragezeichen. Firth Haring Fabend hingegen datiert die Entstehung des Kupferstichs auf 1653/54. Zur genaueren Datierung sowie weiteren Informationen zum Kupferstich siehe ausführlich Fabend 2004.



// Abbildung 1
Nieu Amsterdam (um 1650)

Händler Geschäfte tätigten, während ihre Frauen in der Frühen Neuzeit zu Hause blieben, sich um Haus und Familie und bestenfalls – in Abwesenheit ihrer Männer und Söhne – um die laufenden Geschäfte vor Ort kümmerten, seit geraumer Zeit als überholt (Ineichen /Liesch /Rathmann-Lutz /Wenger 2009, Epple 2012). Eingeschrieben im kolonialen, imperialen wie bildungsbürgerlichen Diskurs des 19. Jahrhunderts hält es sich in globalhistorischen Arbeiten allerdings bis heute hartnäckig.²⁾

— An diesem Punkt setzt der vorliegende Beitrag an und richtet sein Augenmerk auf die ökonomischen Praktiken von Händlerinnen in der Kolonie New Netherland (1609–1664), die im 17. Jahrhundert dem Versprechen globaler Projekte in unterschiedlicher Form folgten. In einem ersten Schritt möchte ich dafür plädieren, die Geschichte globaler Unternehmungen im 17. Jahrhundert als *Projektgeschichte* zu verstehen und damit einen zeitgenössischen Begriff aufzugreifen, der Imaginationen des Scheiterns in ihrer Produktivität umreißt. Ausgehend von diesen konzeptionellen Vorüberlegungen zum Projektbegriff im 17. Jahrhundert untersuche ich im weiteren die Rolle von Händlerinnen in der niederländischen Kolonie New Netherland genauer. Ich möchte zeigen, dass sich ökonomisch agierende Frauen nicht nur als so genannte *goodwives*, die den Familienhaushalt führen, ihre Männer, Söhne und Brüder in der Landwirtschaft oder im Handel unterstützten oder in Abwesenheit ihre Geschäfte fortführten, in den Quellen finden lassen. Als eigenständige Händlerinnen im globalen Kontext traten sie vielmehr als Akteurinnen auf, die zu den „precursors of the American entrepreneurial tradition“ gezählt werden können (Drachmann 2007: 8). In einem dritten Abschnitt möchte ich die beiden Perspektiven verknüpfen und das Potential einer Geschichte ausloten, die Händlerinnen im 17. Jahrhundert als *Projektmacherinnen* versteht.

1. DIE KONSTRUKTION VON BEGIERDEN UND DER HANDEL MIT VERSPRECHEN. DAS PROJEKT NEW NETHERLAND (1609–1664)

— Auf der Suche nach der Nordwestpassage entdeckte Henry Hudson 1609 mit dem heutigen New York einen natürlichen Hafen (Jacobs 2005). Allerdings führte ihn die Mündung des Flusses, der heute seine Namen trägt, nicht auf den erhofften Seeweg nach Asien, sondern endete vielmehr in einer Sackgasse, an der heute die Stadt Albany liegt. Es war nicht der erste Versuch Hudsons die Nordwestpassage zu entdecken, bereits 1608 segelte der Brite unter englischer Flagge für die Muscovy Company über den Atlantik.

2) Diese Geschlechterzuschreibungen halten sich unabhängig davon, wie Angelika Epple zeigte, ob die Autoren eine komplexe (Christopher Bayly oder John Darwin) oder schlichte (Ian Morris) Grosserzählung verfolgen oder die Zusammenfügung thematisch gegliederter Erzählungen mittlerer Reichweite, wie bei Jürgen Osterhammel, beabsichtigen, alle Beiträge verharren in der Verbindung von Weiblichkeit mit Lokalität oder Heimat und Männlichkeit mit Globalität oder Ferne. Epple verweist auf die Ausformulierung dieser Forderungen in den grundlegenden Studien von Smith 2009 und Blom 2001 (Epple 2012: S. 89).

Überzeugt von der Existenz der Passage brach er ein Jahr später, dieses Mal unter niederländischer Flagge und an Bord der *Halve Maen* abermals Richtung Nordamerika auf.

— Dass er die erhoffte Passage auch bei seinem erneuten Versuch nicht finden konnte, spielt in den Berichten, die während und nach der Reise verfasst wurden, erstaunlicherweise keine Rolle. Ganz im Gegenteil, das vermeintliche Verfehlen des Expansionsziels gerät in den Hintergrund und das Scheitern wird, etwa im Reisebericht von Emanuel van Meteren in eine Erfolgsgeschichte umgedeutet. Auch wenn die Passage nicht gefunden werden konnte, so sei man nicht ohne Fortune geblieben: Denn Pelze gäbe es entlang des Flusses im Überfluss, sie seien von außerordentlicher Qualität und für einen geringen Tauschwert von äußerst freundlichen Indigenen zu erwerben (van Meteren 1909).

— Diese Narrativierungsstrategie ging auf: Bereits kurz nach Hudsons Rückkehr machten sich die ersten Handelsschiffe in die nordamerikanischen Gebiete auf und versuchten ihr Glück im Pelzhandel. Die reichhaltigen Biberorkommen weckten fortan das Begehren der Niederländerinnen und Niederländer. In Europa beinahe ausgestorben und aus Russland nur unter großen Gefahren zu bekommen, versprach ihr massenhaftes Vorkommen entlang des heutigen Hudson Rivers ein scheinbar unerschöpfliches Rohstoffkontingent für europäische Luxusgegenstände, wie Hüte, Mäntel, Muffs und Applikationen.

(Abb. 2)

— Der wirtschaftliche Konkurrenzdruck in Europa war enorm und die zeitgenössische Hoffnung vieler Niederländerinnen und Niederländer war, mit England und Frankreich gleichzuziehen, die bereits vom Biberhandel in respektive mit Nordamerika profitierten und in ihren Heimatländern große Manufakturen etwa zur Herstellung der begehrten Biberhüte aufgebaut hatten (Bachmann 1969).

— Die Versorgung des geplanten Handelsstützpunktes in Nordamerika gestaltete sich jedoch zunächst schwierig. In van Meterens Reisebericht ebenso wie vor allem in denjenigen, die um die gezielte Besiedlung Manhattans und des Hudson Valleys in den 1620er Jahren veröffentlicht wurden, wird deutlich, dass das Bedürfnis, sich in New Amsterdam und Umgebung anzusiedeln



// Abbildung 2

Wenceslaus Hollar, Winter - Frau mit Maske, Pelzkragen und -muff (1643)

zuallererst gestiftet werden musste: „[T]he principal and most powerful inducement,“ so schrieb etwa William Usselinx zu Beginn der 1620er Jahre, „will be the profit each man can make for himself.“³⁾

——— Damit lassen sich auch auf der Ebene des Handels die Unsicherheiten und Risiken nachvollziehen, die die Anfangsphase der Kolonie begleiteten: Die Vielzahl kleiner Händlervereinigungen und -netzwerke, die in den Anfangsjahren ihr Glück in der Kolonie New Netherland suchten und dafür ein Handelsmonopol beim niederländischen Parlament beantragten, führten zu unübersichtlichen Strukturen und Konkurrenzen, die erst durch die Gründung der Westindischen Handelskompanie (WIC) in den 1620er Jahren aufgelöst und stabilisiert werden konnten (Klooster 2005). Mit der Gründung der WIC 1621 wurde der Pelzhandel zentral organisiert und die Kolonie New Netherland und die Hafenstadt New Amsterdam wuchsen rasant. In der *Charter of Freedoms and Exemptions* von 1629, wurde New Amsterdam schließlich als strategischer Handelspunkt ausgerufen: „Inasmuch as it is the intention of the Company to people the island of *Manhattes* first, this island shall provisionally also be the staple port for all products and wares that are found in the North River [heute Hudson River, E.B.] and lands thereabouts“ (van Laer 1908: 143).⁴⁾

——— Die unterschiedlichen Bemühungen zahlten sich aus: Zu Beginn der 1650er Jahre lebten in New Amsterdam etwa 2000 europäische Siedler. Die Stadt verfügte über ein Spital, eine Bäckerei, eine Getreidemühle, eine Hebamme, eine Kirche und 20 Tavernen. Das Stadtgebiet erstreckte sich bis zur Stadtmauer, der heutigen Wall Street.⁵⁾

——— Wie bereits angekündigt, möchte ich die Geschichte der Kolonie New Netherland als Projektgeschichte schreiben und damit das Potential eines zeitgenössischen Begriffs für globale Unternehmungen im 17. Jahrhundert ausloten. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurde der Projektbegriff zunächst vor allem als strategisch-militärischer Begriff verwendet. Gemeinsam mit weiteren Begriffen, wie *Entwurf*, *scheme* und *design*, fand der Projektbegriff im Verlauf des Jahrhunderts im Englischen, Deutschen und Französischen zunehmend Einsatz, um politische und ökonomische Vorhaben als neuartig und innovativ auszuweisen. Charakteristisch für ein Projekt war es, dass es zunächst nur ein geplantes Vorhaben war. Dass also nicht klar war, ob sich ein Projekt realisieren ließ, ob genügend Investoren und Förderinnen gefunden oder ob der prophezeite

3) So zitiert in Dolin 2010: S. 33.

4) Zu „staple ports“ führen Todt / Dickinson Shattuck aus: „Like many nations, the Dutch designated a specific port as a ‚staple port,‘ that is the only place where enumerated goods could be exported or imported. New Amsterdam had the ideal geography to act as a staple port – a deep harbor and physical access to the Hudson River, the South River, and the exporting regions beyond. As a result, mercantile functions developed in New Amsterdam that enhanced the port’s development. As the colony’s staple port, New Amsterdam engaged in shipping to and from a variety of regions including New England, the Chesapeake, the West Indies, Africa, and Europe such commodities as bricks, lumber, agricultural products, and tobacco. Merchants shipped furs, an important aspect of the profitability of trade, from Beverwijck’s port down to New Amsterdam and from there they were shipped abroad.“ Todt / Dickinson Shattuck 2012: S. 187.

5) Jan de Vries betont das Wachstum New Amsterdams als einer von 157 Überseesiedlungen, die die WIC und VOC zwischen 1600 und 1800 gründeten: „New Amsterdam in the years preceding its first conquest was growing into the sort of city the rest of the New world did not yet know.“ Vries 2006: S. 21.

Gewinn erzielt werden konnte. Diejenigen, die neue Projekte lancierten, warben mit dem Versprechen auf eine bessere Zukunft. Die Hoffnung auf zukünftigen Erfolg, Prestige und Reichtum kann daher als ihr Grundkapital verstanden werden. So sammelte etwa John Law in einem der bekanntesten Projekte im 18. Jahrhundert, mit der Aussicht auf dem Grund des Mississippi Rivers Edelsteine zu finden, beträchtliche Summen in Frankreich ein, die das Königreich beinahe an den Rande des Staatsbankrott brachten.

— Als einer der Ersten beobachtete Daniel Defoe die zeitgenössische Popularität von Projekten im 17. Jahrhundert und rief in seinem *Essay Upon Projects* von 1697 das *Age of Projecting* für die zurückliegenden Jahrzehnte aus (Defoe 1697/1999). Umfangreich und detailliert sammelte er die Charakteristika von Projekten. So umfasse der Begriff sowohl die Projekte Einzelner (*Projectors* oder spätestens im 18. Jahrhundert in Deutschland als *Projektemacher* bekannt) als auch ganze Staatsprojekte. In Handelskompanien wie der WIC sah er die ideale ökonomische wie verwaltungstechnische Form, um an der Realisierung von Projekten zu arbeiten und das Risiko dabei auf möglichst viele Schultern zu verteilen. Wichtig für ein Projekt sei es, so formulierte Defoe, dass es stets etwas Neues, noch nie Dagewesenes verspreche. Den Nährboden neuer Projekte sah Daniel Defoe im Bereich des globalen und transatlantischen Handels:

„Every new Voyage the Merchants contrives is a Project: and Ships are sent from Port to Port, as Markets and Merchandizes differ, by the help of strange and Universal Intelligence; wherein some are so exquisite, so swift, and so exact, that a Merchant sitting at home in his Counting-house, at once converses with all Parts of the known World. This, and Travel, makes the True-bred Merchant the most Intelligent Man in the World, and consequently the most capable, when urg'd by Necessity, to Contrive New Ways to live“ (Ebd.: 7f.).

— Explizit verknüpfte Defoe die Praktik des Projektemachens mit Händlerfiguren, die mit ihren Waren verschiedene Welten und Räume miteinander verbanden und damit immer auch als Vermittler zwischen unterschiedlichen Zeiten, als intertemporale Händler, auftraten. Sie fuhren mit ihren Schiffen regelrecht zwischen diesen Zeiten und Welten umher und ließen Wissen und Kapital zirkulieren. Dieser spezifischen Zeitlichkeit ist es geschuldet, dass das Risiko als etwas vermeintlich kalkulierbares erschien. Projekte dienten daher immer auch der Risikokalkulation. „In welchen Formen,“ kann

daher mit Niklas Luhmann auch für Projekte im 17. Jahrhundert gefragt werden, „präsentiert sich die Zukunft in der Gegenwart?“ (Luhmann 1992). Der Bielefelder Soziologe geht in seinem Kapitel *Die Beschreibung der Zukunft in Beobachtungen der Moderne* der Frage nach, wie man eine Zukunft beschreiben kann, wenn in der Gegenwart das, was zu beschreiben ist, noch gar nicht sichtbar ist. Auf der Suche nach Antworten entwirft Luhmann ein (früh-) neuzeitliches Zeitmodell, das sich von der mittelalterlichen Vorstellung, dem Glück wie Unglück ausgeliefert zu sein, abgrenzt. Auch wenn diese Epochenzuschreibungen – gerade bezogen auf das *Dutch Golden Age* schwierig sind – lenkt Luhmann den Blick auf eine „fiktional erzeugte, doppelte Realität“, mit der die Gegenwart eine Zukunft kalkulieren könne, die immer auch anders ausfallen kann (Ebd.). Gegenwart können sich – so sein Fazit – auf diese Weise bescheinigen, es richtig gemacht zu haben – auch wenn es anders kommt.

— Die Bemühungen, die Kolonie New Netherland zu stabilisieren und auszubauen, gingen – so lässt sich an diese Überlegungen anschließen – mit der Konstruktion von Begehren und dem Handel mit Versprechen einher, die erst in der Zukunft eingelöst werden würden. Das Bedürfnis sich in den nordamerikanischen Gebieten niederzulassen wurde von Seiten der WIC zuallererst geschaffen und an das Versprechen auf Wohlstand und Freiheit geknüpft.⁶⁾ Dieses Versprechen war in den Anfangsjahren der Kolonie einer regelrechten Ökonomisierung unterworfen, der Investorinnen und Förderer, Männer und Frauen, Händlerinnen und Offiziere gleichermaßen umfasste. Gehandelt wurde mit riskanten Versprechen, die Rendite, Waren und Einfluss in Aussicht stellten.

— Die Versuche, die Kolonie New Netherland als Handelsstützpunkt aufzubauen, können mit dem zeitgenössischen Begriff *Projekt* ebenso beschrieben werden wie der Versuch, dauerhaft Niederländerinnen und Niederländer anzusiedeln.⁷⁾ Fokussieren beide doch auf die Vorläufigkeit globaler Unternehmungen und damit auf eine Phase, in der Erfolg und Scheitern keine festgeschriebenen Kategorien bildeten, sondern vielmehr als Motor die Produktivität der Projekte antrieben. Das geforderte *Neue* des Projekts kündigte sich bei der Kolonie New Netherland mit seiner Hauptstadt New Amsterdam – ebenso wie in den umliegenden englischen, französischen und schwedischen Kolonien – natürlich bereits im Namen an. Gerade global agierende Händlerinnen und Händler

6) Nach dem Entscheid der WIC, die dauerhafte Besiedelung der Kolonie New Netherland zu fördern, wurde 1624 zunächst eine Petition von 30 wallonischen Familien angenommen und ihnen erlaubt, in den niederländischen Gebieten Siedlungen aufzubauen (Rink 1986: 73ff.).

7) Heute gilt die Gründung der WIC bezeichnenderweise in der Literatur als „gut geplantes Projekt“. Für Ökonomen wie Albert Hirschman hingegen lassen sich Projekte gerade nicht planen, sondern entwickeln sich stets als Effekte von etwas Vorgängigem (Hirschman 1977: 49).

im 17. Jahrhundert machten sich darüber hinaus das skizzierte Zeitkonzept des Projektmachens zu eigen, wenn sie in Europa mit dem Versprechen auf Reichtum und Rendite um Investitionen und Geldgeber warben. Das Risiko zu scheitern, das sich etwa im Schiffbruch, schlechter Ware oder Wetterkapriolen äußern konnte, wurde im Kontext der Kolonie New Netherland mit dem Begehren nach Biberpelzen und der aus ihnen erwachsenden ökonomischen Prosperität aufgewogen. Ausserdem florierte das Versicherungswesen, das das Risiko auf die vielen Mitglieder der Kompanie verteilte. — Am Beispiel der so genannten *she-merchants* in der Kolonie New Netherland möchte ich im Folgenden zeigen, wie sich das Projektmachen auf die ökonomische Praxis von Frauen im 17. Jahrhundert auswirkte. Auch wenn Frauen nicht Mitglied der WIC werden konnten, traten sie doch im Wirtschaftsleben in New Netherland in mannigfaltiger Gestalt, etwa als Aktionärinnen (Frentrop 2003) oder Investorinnen (Carlos / Nel 2004), auf.⁸⁾

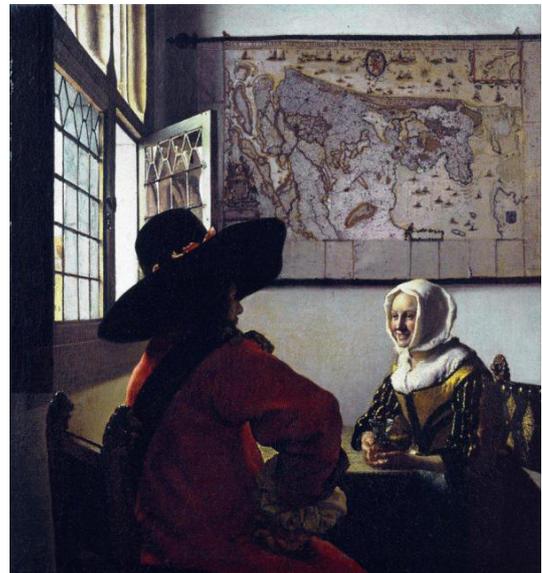
8) Siehe hierzu mit einem ausführlichen Forschungsüberblick Fabend 2005.

2. SHE-MERCHANTS UND FREE AGENTS: HÄNDLERINNEN IN DER KOLONIE NEW NETHERLAND

— Johannes Vermeers Gemälde *Der Offizier und das lachende Mädchen* gibt kulturhistorischen Studien immer wieder Anlass zu Interpretationen. (Abb. 3)

— Das kleinformatische Gemälde, das etwa 50 auf 46 cm groß ist, fasziniert durch seine detaillierte Darstellung: An einem Tisch sitzen sich ein Mann und eine junge Frau gegenüber. Der Mann, der dem Betrachter den Rücken zuwendet, lässt sich anhand seines Hutes als Offizier und Händler im Dienste der niederländischen Handelsgesellschaft identifizieren. Die junge Frau blickt ihr Gegenüber freundlich lächelnd an. Ihre Kleidung deutet auf eine bürgerliche Herkunft hin. In ihren Händen hält sie ein Glas Wein. An der Wand hängt eine großformatige Karte, die gemeinsam mit dem offenen Fenster, den Blick in die Ferne öffnet.

— Der kanadische Historiker Timothy Brook hat dem vermutlich 1657 entstandenen Ölgemälde ein ganzes Kapitel in seiner Studie über die Entstehung der Globalisierung im 17. Jahrhundert gewidmet (Brook 2009). Brook interpretiert das Gemälde im Narrativ der Umkehrung: Das blaue Land und das braune Meer auf der Karte deuten gemäß Brook auf die Veränderung der sozialen Ordnung in der Mitte des 17. Jahrhunderts hin und implizieren den Wechsel von der Militär- zur Zivilgesellschaft ebenso wie von der Monarchie zur Republik, vom Katholizismus



// Abbildung 3
Jan Vermeer, *Offizier und lachendes Mädchen* (um 1657)

zum Calvinismus, von einzelnen Händlern zu wirtschaftlichen Kooperationen, vom Krieg zum Handel. Auch Frauen und Männer, so Brook weiter, hätten im Zuge dieses Wandels ihre Rollen vertauscht: Er interpretiert das Gespräch zwischen dem Offizier und dem lachenden Mädchen als Werben eines Verehrers um eine junge Frau. In dieser Situation kontrolliere jedoch die Frau die Gesprächssituation, der Mann hingegen bleibe im Dunkeln.

— Im Zentrum des Bildes steht auch für die amerikanische Kolonial- und Genderhistorikerin Susannah Shaw Romney die kommunikative Szene zwischen dem Offizier und dem lachenden Mädchen (Romney 2014: Prolog). In ihrer Studie *The New Netherland Connection: Intimate Networks and Atlantic Ties in Seventeenth-Century America* von 2014 betont auch sie das konträre Arrangement der Gesprächspartner: Dem durch den Hut verdeckten, im Schatten sitzenden Mann ist das junge Mädchen mit weißer Kleidung und im Korridor des einfallenden Lichtes sitzend gegenübergestellt. Wie Brook setzt Romney den Offizier mit seinem Biberpelzhut, die Weltkarte an der Wand sowie die gezeigten Objekte in Zusammenhang mit dem aufstrebenden globalen Handelsimperium der Niederlande im 17. Jahrhundert. Gemalt zur Hochzeit des *Dutch Golden Age*, kurz nach dem Westfälischen Frieden und der Unabhängigkeit von Spanien 1648, lasse sich die florierende holländische Ökonomie nicht unabhängig vom globalen Handel mit Asien, Afrika und Amerika verstehen. Das selbstbewusste Auftreten der jungen Frau, ihre Körperhaltung, die offenen Hände wie ihr offener Blick, deutet Romney an diese Rahmenbedingungen anschließend jedoch nicht als dominante Rolle im Gespräch möglicher Heiratskandidaten. Sie kommt zu einem anderen Schluss als Brook: Der vorgebeugte Oberkörper des jungen Mädchens drücke weniger die Zuneigung gegenüber einem potentiellen Verehrer, sondern vielmehr die Offenheit gegenüber eben dieser dargestellten globalen Welt aus. Romney sieht damit nicht nur eine persönliche Verbindung der beiden Dargestellten, sondern ebenso ihre geschäftliche. Sie betont die vielschichtige Verschränkung von global agierenden Kompanien einerseits und der Bereitschaft Einzelner andererseits, ihr Geld, ihre Mobilität und ihre Kontakte zu investieren. Schließlich sei es durchaus möglich, dass sich die junge Frau in der dargestellten Szene im Gespräch mit einem Vertreter der West- oder Ostindischen Handelskompanie um eine Überfahrt in die Neue Welt, nach Asien oder Amerika, bemühte.

— Abgesehen davon, dass in diesen beiden Interpretationen die Offenheit des Kunstwerks für spezifische Betrachterinteressen greifbar wird, gibt es doch einige historische Evidenz für die Lesart Romneys: Denn ab den 1620er Jahren wurden Frauen explizit in den Broschüren der WIC beworben (Todt/Dickinson Shattuck 2012: 186).⁹⁾ Um die Stabilität zu erhöhen, zielte die Kompanie insbesondere auf die dauerhafte Ansiedlung von Frauen in den Kolonien ab und förderte ihre wirtschaftliche Aktivität. Entgegen dem englischen, französischen oder deutschen Recht, ermöglichte das niederländische Recht verheirateten, unverheirateten und verwitweten Frauen im 17. Jahrhundert in der *patria* wie in den Kolonien eine relativ liberale Stellung (Briggs Biemer 1979). Sie konnten Verträge abschließen, Kredite aufnehmen und vor Gericht für sich selbst sprechen. Geschlecht determinierte – so lässt sich in Anlehnung an die Historikerinnen Kim Todt und Martha Dickinson Shattuck zusammenfassen – nicht die Beteiligung am inter- wie intrakolonialen oder transatlantischen Handel (Todt/Dickinson Shattuck 2012: 184). Frauen wie Männer setzten also auch in der Kolonie New Netherland ihr Kapital, ihre Beziehungen und ihre Mobilität ein, um ihre Geschäfte betreiben zu können. Herauszufinden, welche Rolle Vermeers Bild in dieser Gemengelage von Ökonomie, Eroberung und Repräsentation spielt, bleibt einer weiteren Untersuchung vorbehalten.

— Ich möchte im Folgenden Frauen in den Blick nehmen, die in der Kolonie New Netherland ökonomische Projekte verfolgten und zeitgenössisch als *she-merchants* bezeichnet wurden. Diese Frauen handelten mit Natives, verschifften Waren zwischen ihrem Heimatland, der Kolonie, Asien und Afrika, sie besaßen eigene Schiffe, verwalteten Ländereien, verliehen Geld, gaben Kredite, investierten in neue Unternehmungen und machten Schulden.

— Eine Händlerin, die 1659 in New Netherland ankam und zeitgenössisch als *she-merchant* bezeichnet wurde, war Margaret Hardenbroeck.¹⁰⁾ Im Auftrag ihres Cousins, Wolter Valk, erreichte sie New Amsterdam, um ausstehende Zahlungen einzutreiben.¹¹⁾ Von ihr wissen wir, dass sie zu Beginn ihrer Zeit in New Amsterdam vor allem mit Speiseöl, Essig und Stecknadeln handelte (Briggs Biemer 1979: 33f). Die Biographie Margaret Hardenbroecks ist in mehrererlei Hinsicht eine Ausnahme (Todt/Dickinson Shattuck 2012: 183f). Ausführliche Briefkorrespondenzen mit ihren Verwandten dokumentieren ihr Treiben in der Kolonie: ihrem Cousin Wolter Valck, ihrem Bruder in New Amsterdam sowie ihrer Familie in den Niederlanden.

9) Nach dem Entscheid der WIC, die dauerhafte Besiedelung der Kolonie New Netherland zu fördern, wurde 1624 zunächst eine Petition von 30 wallonischen Familien angenommen und ihnen erlaubt, in den niederländischen Gebieten Siedlungen aufzubauen (Rink 1986: 73ff).

10) Zur Biographie von Margaret Hardenbroeck ausführlich: Jean Zimmermann, *The Women of the House. How a Colonial She-Merchant Built a Mansion, a Fortune and a Dynasty*, Orlando 2006.

11) Am 19. September 1659 schrieb Hardenbroeck an ihren Cousin: „Cousin Walter Valck, I inform you herewith that I could not get payment from Hendrick Jansz. Van der Vin. After your return, he will pay you the interest due on it and he will not fail to pay the total sum.“ Letter from Margaret Hardenbroeck to Wolter Valck, 19. September 1659, Amsterdam Notarial Archives, 2735.

Daher wissen wir, dass sie nicht als mittellose, alleinstehende Frau, sondern bereits als Händlerin in New Amsterdam ankam. Ihre Spur findet sich darüber hinaus in städtischen Akten, vor allem in den Unterlagen der Gerichte, vor denen sie sowohl als Angeklagte wie als Anklägerin mehrmals sprach, wenn es darum ging, dass Zahlungen ausstanden oder dass Waren falsch oder nicht geliefert wurden.

— In den überlieferten Gerichts- und Notarakten wird deutlich, dass Geschäfts- und Handelskompetenzen keinen Gendergrenzen unterworfen waren. Ehemänner und Väter betonten immer wieder den Geschäftssinn, den sie ihren Frauen und Töchtern zusprachen, wie folgender Auszug aus Akten des Kaufmanns Johannes de Witt von 1661 zeigt. Beim New Amsterdamer Notar Salomon LaChaire hinterließ er ein Dokument, das seiner Frau während seiner Abwesenheit die Vollmachten für seine Geschäfte übertrug. Seine „lawful wife M^{de}. Janneke de Wit“ repräsentiere ihn „everywhere in his absence, and validly to perform all matters and negotiations of what nature soever they may be, and to do and permit all whatever shall be deemed by her to be best and most expedient according to the circumstances of time and place, especially in the name and on behalf of him the constituent.“ Johannes de Witt übertrug die Geschäftskompetenzen nicht nur seiner Frau, sondern gibt uns auch einen Einblick, welche ökonomischen Praktiken diese Kompetenzen umfassten: Janneke de Wit war befähigt „to negotiate, treat, contract and administer all and every his things, matters, and affairs; also with power to cease, desist, deliver over, or even to receive all and every goods, wares and merchandise bought or sold on time for ready money [...] to sell real estate and to guarantee the purchase therein [...] to give or take up all and every sum of money on exchange, bottomry, interest, or otherwise to and from all such persons [...] and all things else to negotiate, trade and barter; and to make and close all and every contract and convention and all other things to do which shall be considered profitable and good to her [...] and respecting all questions, differences and difficulties to be able to agree, order, transact and compromise whether with arbitrators legally appointed or with friendly arbitrators and umpires [...] to be able to appear before all courts, tribunals and judges [...] to institute, defend, prosecute, adjourn and resist [...].¹²⁾

— Doch zurück zu Margaret Hardenbroeck: In den ersten Jahren nach ihrer Ankunft arbeitete Hardenbroeck für ihren Cousin, nach ihrer kurzen Ehe mit Pieter Rudolphus de Vries übernahm sie nach dessen Tod 1661, seine Geschäfte und Ländereien. Sie heiratete erneut – dieses Mal Frederick Philipse – und investierte in neue

12)

Scott, Kenneth / Stryker-Rodda, Kenn (Hg.) (1978): *The Register of Salomon Lachaire. Notary Public of New Amsterdam, 1661–1662*, Baltimore, S. 180f. So zitiert bei Todt/Dickinson Shattuck 2012: 190.

13)

Aus der Briefkorrespondenz von Maria van Rensselaer geht hervor, dass Margaret Hardenbroeck mindestens 15 Schiffe besaß (Ebd.: 208).

Unternehmungen. Bereits fünf Jahre nach ihrer Ankunft wurde Hardenbroeck in den Akten als *free agent in New Amsterdam* bezeichnet. Bis zu ihrem Tod, vermutlich 1690, baute sie ein beeindruckendes Handelsimperium auf: Sie besaß eine Flotte eigener Handelsschiffe,¹³⁾ die Biberpelze in die Niederlande und Waren nach New Netherland transportierte oder von dort nach Asien verschiffte (Todd / Dickinson Shattuck 2012: 183f.). Die von ihr gehandelten Waren umfassten unter anderem Sklaven, Biberpelze, Rum, Wein, Tabak, Getreide und gesalzenes Rindfleisch (Ebd.: 184).

— Die besondere Rolle von Frauen in der Kolonie New Netherland (wie in den Niederlanden) erklärt die Forschung mit drei Faktoren. Zunächst wird die Ehe als Partnerschaft betont (Narrett 1992: 43). Ergänzt wird dieser Aspekt mit der verhältnismäßig hohen Bildung von Männern und Frauen in den Niederlanden. Eltern unterstützten die Ausbildung ihrer Töchter und Söhne gleichermaßen und vermittelten ihnen das Wissen, ein Unternehmen zu führen (Vries / Woude 1997: 596-603). Hauptsächlich verantwortlich für die ökonomische Präsenz von Frauen war, wie bereits angedeutet, aber das niederländische Recht, das auch in den Kolonien galt: Abgesehen von politischen Rechten, verfügten alleinstehende und verwitwete Frauen über die gleichen Rechte wie volljährige Männer (Dickinson Shattuck 1993: 157). Verheiratete Frauen konnten durch einen vorehelichen Vertrag weiter über ihren Besitz verfügen und – mit Zustimmung ihrer Männer – öffentlich als ökonomische Akteurinnen in Erscheinung treten (Grotius 1936).

— Als *she-merchants* nahmen sie unterschiedlichen Rollen ein: Sie agierten wie Margaret Hardenbroek als globale Händlerinnen und reisten zwischen der Kolonie New Netherland, Europa und Asien umher. Aber ihr Wirken in der Kolonie war nicht auf die Hafenstadt New Amsterdam beschränkt: Mit Beverwijck, der zweiten grossen Siedlung in New Netherland, die im heutigen Gebiet von Albany liegt, existierte ein reger interkolonialer Handel. Von Händlerinnen wie Sophia van Wickersloot oder Catrina Sanders ist überliefert, dass sie „diverse goods“ und „diverse wares and merchandise“ gegen Biberpelze, die nach New Amsterdam weiterverkauft wurden, eintauschten.¹⁴⁾ Im August 1654 übergab Anna van Wely ihrem Sohn Jeremias van Rensselaer, dem Gouverneur von Beverwijck, unter anderem folgende Waren, die dieser gegen „beaver cash“ eintauschen sollte: 15 Paar Messer und Gabeln, zwei Stück weißes, gewickeltes Leinen, 12 Hutklammern und 12 Hosenknöpfe, Pistolen, einen Lederwams, einen türkischen Anzug aus gerippter Seide sowie einen bunten Satinwams mit Hose.¹⁵⁾

14) Early Records of the City and County of Albany and Colony of Rensselaerswyck, vol. 3: 79, 98.

15) Correspondence of Jeremias van Rensselaer, 1651-1674, herausgegeben von A.J.F. van Laer, Albany 1932, 13-14.

—— Dieser kurze Überblick zeigt, dass Frauen in unterschiedlichen Rollen als ökonomische Akteurinnen in der Kolonie New Netherland auftraten. Ihre Geschichte als Erfolgsgeschichte zu verstehen, würde aber zu kurz greifen und auf stereotype Geschlechterzuschreibungen der Frühneuzeitforschung zurückfallen, die die Geschichte der Frauen entweder als Emanzipierungs- (Labouvie 1995, Schötz 2004, Werkstetter 2001) oder als Unterdrückungsgeschichte (Opitz-Belakhal 2008, Davis 1990, Howell 1986, Pfister 1993, Oglivie 2003, Wiesner 1986 u. 1989) beschreiben. Werden Akteurinnen wie Margaret Hardenbroeck, wie im folgenden Abschnitt dargelegt, jedoch als Projektmacherinnen verstanden, so können ökonomische Praktiken in der Vormoderne in ihrem produktiven Spannungsverhältnis von Erfolg und Scheitern, von Begehren und Risiko begriffen werden.

3. PROJEKTMACHERINNEN —— Wird nach Projekten im 17. Jahrhundert gefragt, geraten ökonomische Praktiken mit offenem Ausgang in den Blick: Erfolg wie Scheitern stellen keine festen Kategorien dar, sondern vielmehr zwei Faktoren, die ökonomischem Handel per se inhärent sind und wirtschaftliche Produktivität antreiben (können). Aus dieser Perspektive lohnt es sich, Händlerinnen in der Kolonie New Netherland als *Projektmacherinnen* zu verstehen. Die niederländischen she-merchants im 17. Jahrhundert weisen Parallelen zur zeitgenössisch populären Figur des Projektmachers auf, der in jüngerer Vergangenheit immer wieder im Fokus kultur- und wirtschaftshistorischer Studien stand. Den aktuellen Arbeiten zum Projektmacher allerdings, so unterschiedlich sich diese in Zugriff, Konzeption und theoretischer Ausrichtung mit dem Thema befassen, ist dabei gemein, dass die Protagonisten der Fallstudien und Analysen allesamt männlich sind (Krajewski 2004, Ladarzig 2006 und 2007, Loacker 2010, Maldonado 2007, Nausner 2006). Die *she-merchants* entsprechen jedoch – wie ich abschließend zeigen möchte – ebenso den Charakteristika, die für die Figur des Projektmachers herausgearbeitet wurden: Anschließend an den Literaturwissenschaftler Georg Stanitzek kann mit dem Projektmacher im 17. Jahrhundert die hybride wie paradoxe Ausgestaltung einer Figur beobachtet werden, die sich gerade „in den Turbulenzen des westeuropäischen Übergangs von der ständischen zur funktional differenzierten Gesellschaft“ entfaltete (Stanitzek 1987: 135). Denn gerade neue Ökonomien des globalen Handelns führten einerseits dazu, dass wirtschaftlicher Erfolg nicht länger an die Kontingenz der Fortuna

allein gebunden wurde, dass neue Wirtschaftszentren und -orte entstanden und neue Akteure in Erscheinung traten. Andererseits lässt sich der Zufall nie restlos herausrechnen und die Krisen und Spannungen, die nicht nur die alte Welt als gebeuteltes Europa erscheinen ließen, konfrontierten die Welt der Projektmacher immer auch mit einer Realität, in der das Scheitern des Einzelnen existentielle und radikale Folgen nach sich zog (Brakensiek/Claridge 2015).

— An diese allgemeinen Überlegungen zu Projektmachern in der Vormoderne anschließend lohnt ein Blick auf Frauen in der Kolonie New Netherland, denn sie gründeten in mehrfacher Hinsicht ihr Unternehmen auf unbekanntes Terrain: „Whether they traveled as maidservants, single women seeking their fortunes in trade and marriage, daughters of merchant families, or wives accompanying cargoes of goods, women took place on board the many Dutch ships connecting the ports that ringed the Atlantic. In other words, women did more than provide an economic anchor for mobile men, [...]. [W]omen took part directly, by stepping aboard themselves, in the new floating world that Dutch ships created“ (Shaw Romney 2014: 66). Oftmals führte der Weg der Frauen ebenso wenig wie der ihrer Männer, die in den Diensten der WIC standen, nicht direkt von Europa in die Kolonie New Netherland (Ebd.: 70). Ihre Mobilität erwies sich dabei als ihr größtes Kapital: Mit dem Lohn ihrer Männer als Bürgschaft gelang es Niederländerinnen auch wenn sie ansonsten mittellos waren, eine kostenfreie Überfahrt auf einem der Schiffe der WIC zu erhalten. Es ist unklar, ob die Mobilität von Frauen, Verwandten und Kindern stets einen Ausweg aus Armut und Mittellosigkeit bedeutete, aber die Möglichkeit zu reisen, erhöhte zumindest die Aussicht auf Arbeit und Handel in der Kolonie New Netherland (Ebd.: 72).

— Mit dem Vorhaben sich in der Kolonie New Netherland anzusiedeln, dort zu arbeiten und zu handeln, nahmen die Projekte der Frauen – so könnte formuliert werden – Gestalt an. Ihr Ausgang blieb dabei aber ungewiss. Gerade die Biographien der Händlerinnen wie Margaret Hardenbroek blieben den Gesetzen des globalen Marktes unterworfen und fragil: wirtschaftliche Risiken wie ausstehende Kredite, Schiffsbrüche und fehlende Waren bedrohten die Existenzen der New Netherlander Händlerinnen und Händler ebenso wie persönliche Schicksalsschläge wie der Tod von Ehe- und Geschäftspartnern oder ihrer Kinder. Eine signifikante Verschärfung ihrer Situation und den Verlust ihrer relativen Freiheiten erfuhren die *she-merchants* in der Kolonie

16)

In Beverwijck etwa wurde Englisch erst 1686 offizielle Amtssprache (Ritchie 1977).

New Netherland schließlich durch die Übernahme der Kolonie durch die Engländer und die Einführung des britischen Rechts. Auch wenn sich die englische Rechts- und Gesetzgebung für die Gebiete der Kolonie New Netherland nur langsam durchsetzte, spürten Händlerinnen ab den ausgehenden 1660er Jahren die Auswirkungen.¹⁶⁾ Waren 1654–64 noch 46 Händlerinnen in Beverwijck/Albany aktiv, dezimierte sich ihre Zahl auf zehn zwischen 1665–74, sechs zwischen 1685–94 und keine für den Zeitraum von 1695–1700. Ein ähnliches Bild ergibt sich in New Amsterdam/New York: zwischen 1653–63 waren 134 Händlerinnen aktiv. Für den Zeitraum von 1664–74 verringerte sich ihre Anzahl auf 43 (Briggs Biemer 1979:7). Außergewöhnliche Figuren wie Margaret Hardenbroeck agierten zwar zunächst weiter als Geschäftsfrauen in Nordamerika.¹⁷⁾ Sie mussten zunehmend auf bestehende Vertrauensbeziehungen und familiäre Netzwerke zurückgreifen und waren gezwungen, sich zu wandeln und neue Ideen zu entwickeln.

17)

Zu den veränderten Handelsbedingungen Hardenbroecks unter englischem Recht siehe Dankers/Sluyter 1679–80/1967.

—— Dennoch: nicht alle Frauen in der Kolonie New Netherland waren zwingend als Projektmacherinnen tätig. Der Mehrwert einer Analyse frühneuzeitlicher Projektmacherinnen kann deshalb nicht sein, zu zeigen, dass es sich bei den she-merchants und Händlerinnen um fortschrittliche, moderne und selbstbestimmte Individuen handelt. Ebenso wenig reicht es, auf Versäumnisse der Forschung hinzuweisen und zu zeigen, wo Frauen überall im Wirtschaftsleben auftauchten. Auch kann es nicht das Ziel sein, die durchaus männliche Konzeption des Projektmachers als Innovator, als risikofreudiges Stehaufmännchen und als Einzelkämpfer auf ökonomische Akteurinnen in der Vormoderne zu übertragen.

—— Interessant ist aber die Frage, was in den Blick gerät, wenn Frauen in die Geschichte des Projektmachens im 17. Jahrhundert integriert werden. Durch die Brille einer Projektgeschichte wird deutlich, dass auch Frauen (insbesondere ökonomisch aktive Frauen) im 17. Jahrhundert über globale Praktiken verfügten, diese einsetzten und nutzbar zu machen wussten. Eindrücklich zeigt Romneys Interpretation des Vermeerschen Gemäldes *Der Offizier und das lachende Mädchen* wie etablierte Lesarten aus bestehenden (Gender-)Zuschreibungen gelöst werden können, wenn Frauen als (ökonomische) Akteurinnen verstanden werden, die sich den Ungewissheiten und Unsicherheiten globaler Unternehmungen im 17. Jahrhundert stellten.

—— Frauen ließen sich im Kontext der Kolonie New Netherland – so kann abschließend subsumiert werden – auf riskante

Versprechen ein: Sie kümmerten sich um Möglichkeiten der Überfahrt und setzten mitunter ihre Mobilität als Kapital ein. In der Kolonie angekommen bauten sie Handels- und Geschäftnetzwerke auf. Es gelang ihnen aber nur unter Bedingungen der Rechtssicherheit, ihre Existenzformen zu stabilisieren. In den allermeisten Fällen blieben sie prekäre Existenzen. In diesem Spannungsfeld der Möglichkeiten erscheinen Erfolg und Scheitern als mobile, flexible und produktive Zuschreibungen, die das Feld ökonomischen Handelns rahmen, und im Kontext riskanter Versprechen emergieren.

// **Abbildungsnachweis**

Abb. 1: Nieu Amsterdam. Cum Privilegio Ordinum Hollandiae et West-Frisia, in: I. N. Phelps Stokes (Hg.) (1905), *The Iconography of Manhattan Island 1498-1909. Compiled from original Sources and Illustrated by Photo-Intaglio Reproductions of Important Maps Plans views and Documents in Public and Private Collections*, Vol. 1, New York, Robert H. Dodd, S. 5.

Abb. 2: Wenceslaus Hollar, Winter – Frau mit Maske, Pelzkragen und -muff (1643), Kupferstich, Rijksmuseum Amsterdam (<http://hdl.handle.net/10934/RM0001.COLLECT.32175>, 2.5.2016).

Abb. 3: Jan Vermeer, Offizier und lachendes Mädchen (um 1657), Öl auf Leinwand, Frick Collection, New York, Inv.Nr. 1911.1.127.

// **Literatur**

Bachmann, van Cleef (1969), *Peltries or Plantations. The Economic Policies of the Dutch West India Company in New Netherland 1623-1639*, Baltimore, John Hopkins University Press.

Blom, Ida (2001): *Gender as an Analytical Tool in Global History*, in: Sogner, Sølvi (Hg.), *Making Sense of Global History*, Oslo, Universitetsforlaget, S. 71–86.

Brakensiek, Stefan / Claridge, Claudia (Hg.) (2015): *Fiasko. Scheitern in der Frühen Neuzeit. Beiträge zur Kulturgeschichte des Misserfolges*, Bielefeld, Transcript.

Briggs Biemer, Linda (1979): *Women and Property in Colonial New York. The Transition from Dutch to English Law 1643–1727*, UMI Research Press.

Brook, Timothy (2009): *Vermeer's Hat. The Seventeenth Century and the Dawn of the Global World*, New York, Bloomsbury.

Carlos, Ann M. / Nel, Larry (2004): *Women Investors in Early Capital Markets, 1720–1725*, in: *Financial History Review* 11/2 (2004), S. 197–224.

Dankers, Jasper / Sluyter, Peter (1679-80/1967): *Journal of a Voyage to New York and a Tour in Several of the American Colonies in 1679-80*, übersetzt und herausgegeben von Henry C. Murphy, New York.

Davis, Natalie Zemon (1990): *Frauen im Handwerk. Zur weiblichen Arbeitswelt im Lyon des 16. Jahrhunderts*, in: Dülmen, Richard van (Hg.), *Arbeit, Frömmigkeit und Eigensinn. Studien zur historischen Kulturforschung*, Frankfurt am Main, Fischer, S. 43–74.

Defoe, Daniel (1697/1999): *An Essay Upon Projects*. Edited by Joyce D. Kennedy et al. Bd. 30, *AMS Studies in the Eighteenth Century*, The Stoke Newington Daniel Defoe Edition, New York, AMS Press.

Dickinson Shattuck, Martha (1993): *A Civil Society. Court and Community in Beverwijck, New Netherland, 1652–1664*, Dissertation, Boston University.

Dolin, Eric Jay (2010), *Fur, Fortune, and Empire: The Epic History of the Fur Trade in America*, New York, W.W. Norton & Company.

Drachmann, Virginia G. (2007): *Enterprising Women. 250 Years of American Business*, Boston, University of North Carolina Press.

Epple, Angelika (2012): *Globalgeschichte und Geschlechtergeschichte: Eine Beziehung mit großer Zukunft*, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 23/2, S. 87–100.

Fabend, Firth Haring (2004): *Nieu Amsterdam: A Copper Engraving from the Seventeenth Century*, in: *New York History* 85/3, S. 233–246.

- Fabend, Firth Haring (2005):** Sex and the City: Relations Between Men and Women in New Netherland, in: Goodfriend, Joyce D. (Hg.), *Revisiting New Netherland. Perspectives on Early Dutch America*, Leiden, Brill, S. 245–262.
- Freemann, Carla (2001):** Is global: masculine as local: feminine? Rethinking the Gender of Globalization, in: *sign. Journal of Women in Culture and Society* 26/4, S. 1007–1037.
- Frentrop, Paul (2003):** *A History of Corporate Governance, 1602–2002*, Brüssel, Deminor.
- Grotius, Hugo (1936):** *The Jurisprudence of Holland*.
- Hirschman, Albert O. (1977):** *The Passions and the Interests. Political Arguments for Capitalism before its Triumph*, Princeton, University Press.
- Howell, Martha C. (1986):** *Women, Production and Patriarchy*, Chicago, University Press.
- Ineichen, Martina / Liesch, Anna K. / Rathmann-Lutz, Anja / Wenger, Simone (Hg.) (2009):** *Gender in Trans-It. Transkulturelle und transnationale Perspektiven*, Zürich, Chronos.
- Jacobs, Jaap (2005):** *New Netherland. A Dutch Colony in Seventeenth-Century America*, Leiden, Brill.
- Klooster, Wim (2005):** The Place of New Netherland in the West India Company's Grand Scheme, in: Goodfriend, Joyce D. (Hg.): *Revisiting New Netherland. Perspectives on Early Dutch America*, Leiden, Brill, S. 57–70.
- Krajewski, Markus (2004):** Über Projekttemacherei. Eine Einleitung, in: Ders. (Hg.), *Projekttemacher. Zur Produktion von Wissen in der Vorform des Scheiterns*, Berlin, Kadmos, S. 7–25.
- Labouvie, Eva (1995):** Frauen im Monopol- und Großhandel. Eine Regionalstudie im französischen Grenzraum, in: *L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 6/1, S. 46–61.
- Lazardzig, Jan (2006):** »Masque der Possibilität«. Experiment und Spektakel barocker Projekttemacherei, in: Schramm, Helmar (Hg.): *Spektakuläre Experimente. Praktiken der Evidenzproduktion im 17. Jahrhundert*, Berlin, de Gruyter, S. 176–212.
- Lazardzig, Jan (2007):** *Theatermaschine und Festungsbau. Paradoxien der Wissensproduktion im 17. Jahrhundert*, Berlin, de Gruyter.
- Laer, A.J.F. van (Hg. und Übersetzer) (1908):** *The Van Rensselaer Bowier Manuscripts*, Albany, University of the State of New York Press.
- Loacker, Bernadette (2010):** *kreativ prekär. Künstlerische Arbeit und Subjektivität im Postfordismus*, Bielefeld, Transcript.
- Luhmann, Niklas (1992):** Die Beschreibung der Zukunft, in: Ders., *Beobachtungen der Moderne*, Opladen, Westdeutscher Verlag, S. 129–147.
- Maldonado, Tomás (2007):** *Digitale Welt und Gestaltung. Ausgewählte Schriften zur Gestaltung*, Zürich, Birkhäuser.
- Meteren, Emanuel van, (1909):** *On Hudson's Voyage*, in: *Narratives of New Netherland, 1609–1664*, hg. von Jameson, J. Franklin, New York, Charles Scribner's Sons.
- Narrett, David E. (1992):** *Inheritance and Family Life in Colonial New York*, New York Cornell.
- Nausner, Peter (2006):** *Projektmanagement. Die Entwicklung und Produktion des Neuen in Form von Projekten*, Stuttgart, Beck.
- Ogilvie, Sheilagh C. (2003):** *A Better Living. Women, Markets, and Social Capital in Early Modern Germany*, Oxford, University Press.
- Opitz-Belekh, Claudia (2008):** Zwischen Luxus und Armut. Frauen und ihr Verhältnis zum Geld in der Frühen Neuzeit, in: Regnath, R. Johanna / Rudolf, Christine (Hg.), *Frauen und Geld. Wider die ökonomische Unsichtbarkeit von Frauen*, Königstein, Ulrike Helmer Verlag, S. 25–43.
- Pfister, Ulrich (1993):** Städtisches Textilgewerbe, Protoindustrialisierung und Frauenarbeit in der frühneuzeitlichen Schweiz, in: Head-König, Anne-Lise / Tanner, Albert (Hg.): *Frauen in der Stadt – Les femmes dans la ville*, Zürich, Chronos, S. 35–60.
- Rink, Oliver (1986):** *Holland on the Hudson. An Economic and Social History of Dutch New York*, New York, Cornell University Press.
- Ritchie, Robert C. (1977):** *The Duke's Province: A Study of New York Politics and Society, 1664-1691*, University of North Carolina Press.
- Romney, Susannah Shaw (2014):** *New Netherland Connections. Intimate Networks and Atlantic Ties in Seventeenth-Century America*, University of North Carolina Press.
- Schötz, Susanne (2004):** *Handelsfrauen in Leipzig. Zur Geschichte von Arbeit und Geschlecht in der Neuzeit*, Köln, Böhlau.
- Smith, Bonnie (2009):** Gendering Historiography in the Global Age. A U.S. Perspective, in: Epple, Angelika / Schaser, Angelika (Hg.), *Gendering Historiography. Beyond*

National Canons, Frankfurt am Main, Campus, S. 27–45.

Stanitzek, Georg (19879): Der Projektmacher. Projektionen auf eine „unmögliche“ moderne Kategorie, in: *Ästhetik und Kommunikation* 65/66, S. 135–146.

Todt, Kim / Dickinson Shattuck, Martha (2012): Capable Entrepreneurs. The Women Merchants and Traders of New Netherland, in: Douglas Catterall and Jodi Campbell (Hrsg.), *Women in Port. Gendering Communities, Economies, and Social Networks in Atlantic Port Cities, 1500–1800*, Leiden, Brill, S. 183–214.

Vries, Jan de / Woude, Ad Van der (1997): *The First Modern Economy. Success, Failure, and Persistence of the Dutch Economy, 1500–1815*, Cambridge, University Press.

Vries, Jan de (2006): Keynote Address, in: Brake, Wayne te / Klooster, Wim (Hg.), *Power and the City in the Netherlandic World*, Leiden, Brill, S. 21.

Werkstetter, Christine (2001): *Frauen im Augsburger Zunfthandwerk. Arbeit, Arbeitsbeziehungen und Geschlechterverhältnisse im 18. Jahrhundert*, Augsburg, Akademie Verlag.

Wiesner, Merry E. (1986): *Working Women in Renaissance Germany*, New Brunswick, Rutgers University Press.

Wiesner, Merry E. (1989): Guilds, Male Bonding and Women's Work in Early Germany, in: *Gender and History* 1, S. 125–137

Zimmermann, Jean (2006): *The Women of the House. How a Colonial She-Merchant Built a Mansion, a Fortune and a Dynasty*, Orlando, Mariner Books.

// Angaben zur Autorin

Eva Brugger, Dr. des., arbeitet als wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für die Geschichte der Renaissance und der Frühen Neuzeit an der Universität Basel. Zu ihren aktuellen Forschungsschwerpunkten gehört die Geschichte des Scheiterns in der Vormoderne, Pelze und Pelzhandel im 17. Jahrhundert sowie die Geschichte von Projekten in der Frühen Neuzeit. Eva Brugger ist Mitglied in verschiedenen, internationalen Forschungsk Kooperationen, die sich mit der Kultur- und Wissensgeschichte der Ökonomie in der Frühen Neuzeit befassen.

// FKW WIRD GEFÖRDERT DURCH DAS MARIANN STEEGMANN INSTITUT UND DAS INSTITUTE FOR CULTURAL STUDIES IN THE ARTS DER ZÜRCHER HOCHSCHULE DER KÜNSTE

// REDAKTION // SIGRID ADORF / KERSTIN BRANDES / SILKE BÜTTNER / MAIKE CHRISTADLER / HILDEGARD FRÜBIS / EDITH FUTSCHER / KATHRIN HEINZ / ANJA HERRMANN / KRISTINA PIA HOFER / MARIANNE KOOS / KEA WIENAND / ANJA ZIMMERMANN // WWW.FKW-JOURNAL.DE

VON REITERN UND SCHEITERN – VISUELLE ORDNUNG, POLITISCHE FIGUR UND REITERLICHE PRAXIS IN DER FRÜHEN NEUZEIT

— Es ist ein starkes Bild, das Sébastien Bourdon 1653 von Christina von Schweden auf die Leinwand brachte: Er porträtierte die Königin als gelassene Reiterin auf einem sich zur Levade aufbäumenden Hengst (**Abb. 1**). So schlicht das Bild auf den ersten Blick der (modernen) Betrachterin erscheinen mag, so außerordentlich ist sein subtiles visuelles und soziales Arrangement. Denn das Portrait sollte nichts Geringeres leisten, als die Königin in eine Tradition des Reiterporträts ‚einzumalen‘, die bislang männlichen Fürsten vorbehalten war. Diese Form der Aneignung und Mitgestaltung der visuellen Kultur von Herrschaftsdarstellung darf gleichzeitig als Novum, aber auch als Wagnis gewertet werden (Danielsson 1989). Umso mehr erstaunt, dass Bourdons Porträt kaum (kunst-)historische Beachtung erregt hat.¹⁾ Im Gegensatz zu ihrem Reiterporträt hat Christina von Schweden selbst bis heute zu geschichts- wie populärwissenschaftlicher Auseinandersetzung gereizt. An der *Minerva des Nordens*,²⁾ die Descartes zu philosophischen Debattierstunden zu sich an den Stockholmer Hof lud und die schließlich dem schwedischen Thron den Rücken kehrte, um katholisch-konvertiert in Rom zu residieren, schieden sich nicht nur die Geister ihrer Zeitgenossen. Bei ihrer Geburt erst als Knabe und Thronfolger proklamiert, stand Christina auch als Mädchen in ihrer Erziehung und ihren Fähigkeiten einem Prinzen in keiner Weise nach und überzeugte im Fechten, Jagen und Reiten ebenso wie in wissenschaftlichen, philosophischen und staatspolitischen Diskussionen (Buckley 2004: 65–75). Im Porträt von Bourdon findet so auch ein Anspruch seinen Ausdruck, der Christina buchstäblich in die Wiege gelegt worden war. Ihre körperliche Erscheinung als Frau sollte mit der Figur des Herrschers in Einklang gebracht werden (Hartmann 2003: 147; Wåghall Nivre 2009). Denn für den siegreichen Fürsten und Feldherrn war seit der Antike eine Figur gefunden, die sich visuell und plastisch besonders gut inszenieren ließ: Die kentaurische Einheit des Reitpaares als Signatur des Siegreichen. Uns begegnet die Figur des Herrschers auf dem sich zur Levade³⁾ erhebenden Pferd nicht nur auf zahlreichen frühneuzeitlichen Gemälden, sondern auch in Reiterstandbildern. Der reitende Fürst prägt bis zum heutigen Tag in Bronze gegossen oder Stein gehauen unsere urbanen, öffentlichen

1)

Vgl. dazu vor allem der 1989 erschienene Aufsatz von Arne Danielsson, der sich als erster mit dem Reiterporträt Christinas und seiner politischen Einordnung beschäftigt hat. Zu erwähnen sind zudem die drei kunsthistorischen Fallstudien von Görel Cavalli-Björkman, Rose Marie San Juan und Lilian Zirpolo. Sich dezidiert mit der visuellen Rhetorik von Bourdons Reiterporträt im Kontext der zeitgenössischen Porträttradition auseinandergesetzt hat sich zuletzt Nathan Alan Popp in seiner 2010 an der University of Iowa eingereichten Masterarbeit.

2)

Vgl. hierzu auch Baumgärtel 2002.

3)

Der Begriff ‚Levade‘ setzt sich erst um 1800 durch. Zeitgenössisch wird die Figur unterschiedlich bezeichnet, vgl. Schirg 1992, S. 149.

Plätze. Als Reiterstandbilder verdichten sich in diesen Denkmälern, so Koselleck, herrschaftliche Ordnung, männliche Kraft, souveräne Gnade und ruhmreicher Sieg (Koselleck 2003). Vom Scheitern scheinen wir also mit der Schwedenkönigin weit entfernt zu sein. Oder vielleicht doch nicht?

— Die Frühneuezeitforschung hat in den letzten Jahren immer wieder darauf hingewiesen, dass zwar die Machtstrukturen der Geschlechterordnung nicht grundsätzlich hinterfragt worden wären, aber das Rollenverständnis als Teil der politischen Ordnung durchaus Möglichkeiten bot, Frauen als Regentinnen und Herrscherinnen (dynastische) Legitimation und Akzeptanz zu verschaffen (Baumgärtel 2002; Schiebinger 1989). Der Versuch, über Einzel-

untersuchungen von Königinnen und Regentinnen und damit auch über das Exzeptionalitätsnarrativ hinwegkommen, hat erst seit kurzem zu einer transnationalen Forschungsperspektive geführt, die unterschiedliche Formen, Repräsentationsmuster und Legitimationsstrategien von weiblichen Herrscherinnen als Teil der Herrschaftskultur der Frühen Neuzeit in den Blick zu nehmen vermag (Cruz/Suzuki 2009: 4; Ulbrich 2011). Der zunächst zentrale Fokus auf den Körper und die Körperlichkeit der Herrscherin, den man in Anschluss an die Zwei-Körper-Vorstellung auf das Weibliche zu schärfen suchte, führte jedoch in erster Linie zu einer Dichotomie zwischen männlichen politischen und weiblichen natürlichen Körpern (Jansen 2002; Earenfight 2005). Besonders Regina Schulte hat diese Forschungsperspektive zu überwinden versucht, indem sie vorschlug, den Körper der Königin als grundsätzliche Rahmenbedingung zu sehen, um zu verstehen, dass „the political and natural bodies of the queen were inextricably intertwined“ (Schulte 2006: 3).



// Abbildung 1

Sébastien Bourdon, *Cristina de Suecia a caballo* (1653–1654)

— Christina von Schweden lässt sich somit in einem historischen Kontext diskutieren, der verschiedene weibliche Formen der diskursiven Herrschaftsvorstellung und praktischen Herrschaftsausübung ermöglichte. Zwar kann im Folgenden nicht auf die Diskussion des Verhältnisses von Diskurs und Praxis eingegangen werden, jedoch zeigt gerade der Blick auf die Frühneuzeitforschung, wie Repräsentationsstrategien intermediale Legitimierungskonglomerate schufen (Emich 2008). Nathalie Zemon Davis hat bereits vor über zwanzig Jahren darauf hingewiesen, dass der misogynen Diskurs der frühneuzeitlichen politischen Theorie in direktem Widerspruch steht zur Praxis in den frühneuzeitlichen europäischen Monarchien, die erstaunlich viele Königinnen und Regentinnen hervorbrachten (Zemon Davis 1994: 192–196).

— Die schwedische Königin Christina bemühte sich gezielt darum, ihre Herrschaft auf göttliche Gnade zu beziehen und damit ihr Geschlecht gleichzeitig als Geschenk und Instrument Gottes zu deuten. Diese Legitimationsstrategie gelang aber nur über die explizite Inszenierung der eigenen Weiblichkeit als Tugend. Damit konnte die zeitgenössische Vorstellung von der angeborenen Schwäche des Weiblichen gerade durch den Bezug auf die göttliche Gnade in eine in besonderem Masse gesegnete Auszeichnung Christinas umgedeutet werden (Hartmann 2003: 147).

— Im Kontext ihrer Herrschaftskonzeption erhält Christinas Inszenierung im Reiterporträt eine Evidenz, die gleichzeitig mit ihrer nachweislich tagtäglich ausgeübten Reitpraxis korreliert. Die folgenden Überlegungen stellen dabei nicht die Entgegensetzung von Diskurs und Praxis zur Diskussion, sondern deren ineinandergreifende, jedoch nicht selbstverständliche Relation. Zum einen ist die Bildtradition des siegreichen Herrschers zu Pferd, so die Beobachtung, nicht unvermittelt und schon gar nicht selbstverständlich deckungsgleich mit der praktischen Tätigkeit des Reitens als Kompetenz. Zum anderen stellt sich in Hinblick auf Christinas Reiterporträt die Frage nach der Übertragbarkeit dieser männlich-adlig konnotierten Kompetenz. Die beobachtete Diskrepanz zwischen der visuellen Ordnung des Siegreichen und der praktischen Kompetenz der Reitkunst, der die Möglichkeit des Scheiterns immer auch eingelagert ist (Niederlage, Nicht-Beherrschung, Sturz), bildet – wissenschaftssprachlich umformuliert – eine Forschungslücke. Diese Spannung hat sich gerade auch durch den in der Forschung präferierten Bezugsrahmen der (adligen) Repräsentation kaschieren lassen (Roche 2011: 17–18) und erst im Zuge der *Visual Culture Studies* rücken nun intermediale Bezugfelder und

Referenzformen, die mit einem erweiterten und medial ausgreifenden Bildbegriff offengelegt werden, ins Zentrum wissenschaftlichen Interesses (Cuneo 2011: 71 / Emich 2008: 50). Daniel Roche hat in seiner umfassenden Studie zur französischen Reitkultur aufgezeigt, dass die auf Distinktion angelegte Adelskultur sich besonders intensiv mit Pferden auseinandersetzte und hier einen Konnex fand, der Herrschaftspraktiken, militärisches Wissen, Regierungskünste und Repräsentationsformen zu verbinden half (Roche 2011: 17–20). Die visuelle Inszenierung des Herrschers und der Herrscherin als Reiter stellte somit nicht nur eine Repräsentationsmatrix bereit, sondern schloss direkt an Kompetenzen und Praktiken des täglichen Hoflebens an. Um diesen Konnex erfassen zu können, müssen Historikerinnen und Historiker über die angestammten Dokumentformen hinausgreifen. Gerade Reiterporträts haben in erster Linie kunstgeschichtliche Aufmerksamkeit erhalten, wobei neuere, intermedial angelegte Ansätze über stilistische Vergleiche hinauszeigen, indem sie beispielsweise das Verschenken von Porträts sowohl als Bestandteil der Distanzkommunikation ernst nehmen, aber auch als Medium der gemeinsamen Adelskultur (Zitzlsperger 2013: 42).

— Die im Reiterporträt zentrale Figur des *Reitpaares* reizt als Signatur des Erfolges jedoch in besonderem Maße zur Frage nach dem Scheitern. Denn – so bereits ein erster summarischer Blick auf historische Ereignisse in der Vormoderne – Stürze vom Pferd gehörten zur Erziehung und Ausbildung junger Prinzen und Adliger, ebenso dazu, wie die Berichte und Augenzeugenschaft über die erstaunlich häufig tödlich endenden Reitunfälle. Damit kontrastiert das Reiterstandbild des Siegreichen mit der potentiell scheitern-nahen Praxis des Reitens. Als Kunstform am Hof (Reitkunst), als Bestandteil adliger Erziehung und Ausbildung und schließlich als alltägliche Praxis erscheint uns Reiten auch als Kontingenzphänomen, mit dem die Zeitgenossen sich immer wieder auseinandersetzen mussten.

DIE REITENDE KÖNIGIN IM BILD — Kehren wir zu Christinas Reiterporträt zurück. Zuallererst mag die karg anmutende, dadurch jedoch besonders ausdrucksstarke Ausgestaltung des Bildes auffallen. Die kraftvolle Dynamik des fürstlichen Reitpaares eines Rubens oder eines Velázquez wird zwar aufgenommen, augenfällig wirkt jedoch die Entscheidung, die Herrscherin ohne explizite königliche Symbolik oder Ausstaffierungen zu zeigen (Popp 2010). Die offenen Haare und die schlichte Reitkleidung

scheinen auf den konkreten Kontext der Jagd zu verweisen, der jedoch vor allem durch den Falkner und die angedeutete Jagdmeute vereindeutigt wird. Durch diese Darstellungsentscheidung des Reiterporträts wird zweierlei ermöglicht: Einerseits leitet das Bild eine deutliche Referenz auf Vorgängergemälde, wie nicht zuletzt auf Reiterporträts ihres Vaters, aber auch auf das bereits unter den Zeitgenossen bekannte Reitergemälde Philipps IV. von Spanien, das Rubens 1628 vollendet hatte (Popp 2010: 62). Damit wird nicht nur eine Bildtradition fortgesetzt, die die visuelle Kultur und politische Ikonographie der Zeit dominierte, sondern es wird gleichzeitig eine gezielte Verschiebung zur eigenen Herrschaftsvorstellung vorgenommen.⁴⁾ Die Darstellung und Herstellung ihrer Herrschaft als männliche durchzieht, wie bereits eingangs erwähnt, Christinas Regierungszeit wie ein roter Faden (Raymond 1994: 136; Buckley 2004: 65). In Bourdons Reiterporträt vermag die Schlichtheit der Darstellung gleichzeitig auch eine Neudeutung der Reiterpose vorzunehmen.

— Das Spiel mit den subtilen Ordnungen politischer und sozial-geschlechtlicher Symbolik ist so in Bourdons Gemälde als politische Absicht zu fassen, die in einem innovativen Bild ihren Ausdruck findet. Eine Frau auf einem Hengst ist für die Zeitgenossen Christinas nicht einfach ein Bild, sondern ein durchaus riskantes Statement. Denn obwohl Frauen der Zugang zum Reiten nicht verwehrt wurde, so wurden doch in der Reitlehre und in der Auswahl des Reittieres geschlechtsspezifische Unterschiede markiert und das Reiten von Hengsten war prinzipiell Männern vorbehalten. Sich auf einem Hengst in Herrscherpose malen und damit auch ikonographisch fixieren zu lassen, unterstreicht Christinas Anspruch, nicht nur als Königin, sondern im visuellen Sinne als weiblicher König. Dies wird umso deutlicher, wenn wir den Entstehungskontext des Bildes miteinbeziehen: Christina ließ das Bild nach eigenen Vorstellungen als Geschenk für Philipp IV. von Spanien anfertigen (Danielsson 1989: 95).⁵⁾ Am Hof Philipps IV. hatte sich das Reiterporträt vollends etabliert und nahezu alle Familienmitglieder wurden von Peter Paul Rubens und Diego Velázquez zu Pferd gemalt. Die Bourdon von Christina gestellte Aufgabe scheint es also gewesen zu sein, insbesondere an das 1628 von Rubens gemalte Königsporträt anzuschließen. Während sich die visuelle Dynamik des Reiterpaars direkt an das Vorbild anlehnt, fehlt jedoch das bei Rubens angelegte Allegorienarrangement, das den ‚König der Welt‘ durch Personifizierungen der Justitia, des Glaubens und des Reichtums auszeichnet

4) Als Überblickswerk zu Kunst und Politik im Kontext der Regierung Christinas von Schweden vgl. Rabb 1997.

5) Zu Königin Christina von Schwedens Rolle als Mäzenin und Kunstkritikerin vgl. De Lucca 2011, hier v.a. S. 377.

(Popp 2010: 56). Das Reiterporträtgeschenk an Philipp IV. war jedoch nicht nur ein künstlerischer Anschluss an eine gemeinsame Formensprache, sondern auch ein Statement von höchster politischer Brisanz: Das unter Geheimhaltung vermittelte Bildgeschenk, das im Schlafgemach des spanischen Königs zu hängen kommen sollte, fungierte als Verbindungsgeste zwischen dem katholischen Monarchen und einer sich vom lutherischen Glauben abwendenden Regentin (Lockhard 2004). Spätestens seit Beginn der 1650er Jahre arbeitete Christina auf ihre Konversion hin und war auf der Suche nach Verbündeten, die ihr im Falle ihrer Abdankung Exil bieten konnten (Buckley 2004). Die politische Ikonographie der Reiterporträts wird so gleichsam zu einem nicht nur additiven, sondern integralen Bestandteil der politischen Kommunikation.⁶⁾

GESCHEITERTE REITER — Während der siegreiche Herrscher zu Pferd als Figurentradition bis weit in die Neuzeit hinein bestehen bleibt, scheint sich das Gegenteil – dem gescheiterten Herrscher eine Figur des aus dem Sattel Geworfenen entgegen zu halten – nie etabliert zu haben. Der Erfolg der Figur des siegreichen Reitpaares scheint so eine Seite der Medaille zu sein, der ihre Kehrseite - das potentielle Scheitern - jedoch immer auch eingelagert ist. Bereits die kursorische Durchsicht von Todesfällen und Unfällen mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Herrscherinnen und Herrscher bringt zu Tage, dass Reitunfälle besonders häufig auftauchen (Evans 2003). Die Evidenz der kontingenten Bedrohung fürstlicher Herrschaft und Stabilität könnte also durchaus vormoderne Herrschaftsvorstellungen mit beeinflusst haben, blieben jedoch bislang ausschließlich ein Themenfeld medizinischer und rechtswissenschaftlicher Beschäftigung. Bezeichnenderweise war auch Christinas Vater, Gustav II. Adolph, wegen eines Pferdes zu Tode gekommen. In einer der berühmtesten Schlachten des Dreißigjährigen Kriegs gerieten der König und sein Pferd Streiff in Lützen unter Beschuss, worauf der am Hals verletzte Streiff unkontrolliert in die gegnerischen Reihen vorpreschte. Erst zwei Stunden später fand sich der bereits entblöbte Leichnam Gustav II. Adolfs dank dem weithin sichtbaren Streiff, der die Schlacht im Gegensatz zu seinem Reiter überlebt hatte (Grönhammar/Nestor 2007: 28).⁷⁾ Das Reiten und vor allem das im Schlachtenkontext entscheidende Angewiesensein auf das Pferd stellte eine seit dem Mittelalter wiederkehrende Problematik dar. Zur militärischen Ausbildung junger Adliger gehörte immer auch das Bewusstsein dafür, dass der Sturz vom Pferd oder dessen Verlust während einer

6) Vgl. hierzu v.a. die programmatischen Überlegungen zur Frühen Neuzeit „als besonders visuelles und intermediales Zeitalter“ von Birgit Emich, vgl. Emich 2008, hier v.a. S. 32.

7) Streiff wurde auch bei der Prozession des Leichnams durch Norddeutschland mitgeführt und verstarb 1633, wenige Monate nach seinem Reiter. Sein Fell wird bis heute in der Rüstkammer des königlichen Schlosses in Stockholm, dem ältesten Museum Schwedens, aufbewahrt und gezeigt vgl. dazu Grönhammar/Nestor 2011: 28.

Schlacht zu den fatalsten Szenarien gehört. Dazu folgte als Konsequenz, dass nicht nur das Reiten wie das Fechten oder Tanzen als Grundkompetenzen der höfischen Kultur erlernt und geübt werden musste, sondern dass der Reiter den Umgang mit seinem Reitpferd als Grundlage einer Vertrauensbeziehung zu pflegen hatte. Damit muss nicht auf eine besonders emotionale oder gefühlvolle Beziehung verwiesen sein, sondern die Basis des Vertrauens soll lediglich verdeutlichen, dass sich adlige Reiter sehr wohl bewusst waren, dass sie in ihrer Leistung und ihrem Aktionsraum sowohl auf dem Turnierplatz wie auf dem Schlachtfeld auf ihr Pferd angewiesen waren (Fallows 2010).

— Das potentielle Scheitern des Reitpaares bekam im Falle des englischen Königs Heinrich VIII. noch eine weitere Dimension: Bis heute wird darüber spekuliert, welche Bedeutung dem Turnierunfall Heinrichs von 1536 beizumessen ist. Zwar war das Turnierreiten (Tjost) für Könige ein wichtiger Bestandteil der Zurschaustellung ihrer Tapferkeit, ihres Heldenmuts und ihrer körperlichen Fähigkeit. Mit Turnierregeln mussten jedoch gleichzeitig Rahmenbedingungen geschaffen werden, die sowohl das Können der königlichen Turnierreiter zur Schau zu stellen vermochten, aber gleichzeitig die Niederlage oder den Sturz eines Monarchen möglichst verhinderten (Fallows 2010: 1). Die Turnierbegeisterung Heinrichs VIII. sorgte immer wieder für Kritik, besonders nachdem er sich bereits mehrmals verletzt hatte und seine körperlichen Beschwerden zunahmen. Dennoch startete er 1536 in ein weiteres Tournament in Greenwich. Noch vor dem eigentlichen Turnier brach Heinrichs Pferd zusammen und verletzte ihn so schwer, dass er zwei Stunden bewusstlos blieb (Chalmers/Chaloner 2009: 514). Die Folgen dieses Sturzes geben bis heute zu Spekulationen Anlass, denn ab 1536 lässt sich – so die These einiger Historiker_innen – ein markanter Regierungsstilwechsel Heinrichs ausmachen und nicht zuletzt folgte im Mai 1536 auch die Hinrichtung Anne Boleyns, deren Fehlgeburt eines vermeintlichen Thronfolgers just nach dem Turniersturz Heinrichs als weiteres Zeichen für die problematische körperliche Verausgabung des Königs gedeutet wurde (Lipscomb 2009). Mit Blick auf die Dokumente Heinrichs zahlreicher Leibärzte lässt sich festhalten, dass sich sein Gesundheitszustand ab dem *annus horribilis* nicht mehr verbesserte und ihn körperliche Leiden oft tagelang quälten (Furdell 2001: 30). Heinrichs Fall zeigt: So wichtig die körperliche Bestätigung durch die Turnier- und Jagdpartizipation zur Herrschaftslegitimation auch war, so schnell konnte die Versehrtheit des königlichen Körpers

zu Herrschaftskritik Anlass geben und die Ausübung von Herrschaftsrechten massiv beeinträchtigen. Die Auswirkungen eines Reitunfalls reichten vom plötzlichen Todesfall bis hin zu langjährigen physisch wie kognitiven Einschränkungen. Zwar könnte man diese Folgen als Unfallrisiko markiert ignorieren, jedoch bleibt dann die durchaus interessante Frage, wie dieses Risiko wiederum auf Herrschaftskonzeptionen zurückwirkte, ungestellt.

VISUELLE ORDNUNG, POLITISCHE FIGUR UND REITERLICHE PRAXIS —

Das Reiterporträt Christinas von Schweden markiert eine Schlüsselstelle – nicht nur in Hinblick auf eine durchaus provokante weibliche Besetzung des bis dahin männlich dominierten Reiterporträts. Indem hier eine visuelle Ordnung aufgegriffen und adaptiert wurde, konnte die Möglichkeit geschaffen werden, die politische Figur der herrschenden Person mitzugestalten und gleichermaßen in eine Form zu bringen (Tucker 2005). Gerade die Herrschaftsdarstellung in der Levade ist somit ein spannender Fall für die Frage nach der auffälligen Leerstelle zwischen Darstellung und Praxis: Während die Porträts in ihrem Reitpaararrangement die Legitimität und Autorität der Herrscherfigur herauszuheben versuchen und hierzu mit Referenzen zu einer Bildtradition arbeiten, stellt die Levade in der Praxis eine der anspruchsvollsten Figuren der Reitkunst dar (de Pluvinel 1629: 59). Die Manègedressur blieb dabei immer auf Hengste beschränkt, da die Figuren – so die Reitlehren – besondere physische und auf männlichen Ausdruck hin ausgelegte Anforderungen stellten. Der Ausschluss des als weiblich Verstandenen, sowohl Frauen als auch Stuten, zeigt sich dabei nicht nur in den Schriftdokumenten der Epoche, sondern auch in den architektonischen Manifestationen des Hofes, der relative klare zugeordnete, geschlechterspezifische Räume ermöglichen sollte. Die höfischen Ställe der Hengste waren so von den Gestütsräumlichkeiten der Stuten und Fohlen getrennt. Besonders deutlich werden solche Grenzziehungen, wenn sie in visuell klar zugeordnete Figuren verschoben werden: Da in der Regel nur Hengste für die Ausbildung in der höfischen Reitkunst eingesetzt wurden, verdichtete sich in ihr die Reiterei als Inbezugsetzung von Fürst und Hengst (Bayreuther 2014). So selbstverständlich nun die levadische Reitpose in den zahlreichen Reiterporträts auch erscheint, so sollte nicht vergessen werden, dass in der Praxis für die Ausbildung von Reiter und Pferd bis hin zur Ausführung dieser schwierigen Figur neben viel Zeit und Training auch entsprechendes Talent nötig waren. Es mag wenig erstaunen, dass der Buch- und

Illustrationsmarkt für Reitmanuale und Pferdetraktate ab 1500 florierte und begleitet war von einer zunehmenden Professionalisierung des (höfischen) Reitmeisters (Gennero 2010). Die Stiche, die Antoine de Pluvinel 1629 posthum gedruckte *L'instruction du Roy en l'exercice de monter à cheval* illustrieren, vermitteln ein Bild der komplexen Reitausbildung (Abb. 2). Die als Dialog zwischen dem König und dem Oberreitmeister angelegte Reitinstruktion für Ludwig XIII. führt die aufbauenden Trainingsschritte und Hilfsmittel aus, die den Reitschüler zur Perfektionierung seiner Reitkünste führen sollen. Zwischen herrschaftlichem Anspruch und tatsächlicher Ausführung öffnet sich aus dieser Blickrichtung heraus ein Bruch, der die Selbstverständlichkeit der vormodernen Reitkompetenz in eine Forschungsfrage an der produktiven Schnittstelle von Visual Culture, politischer Ikonographie und praxeologisch grundierten Wissens- und Performanzformationen zu überführen vermag.



// Abbildung 2

Antoine de Pluvinel, *L'instruction du roy, en l'exercice de monter à cheval* (1666)

— Neben die Kunstform des Porträtbildes tritt damit gleichzeitig die bislang in der kunstgeschichtlichen Forschung kaum beachtete Gattung der Instruktionsillustration (Cuneo 2012). Das Nebeneinander von Reiterporträts, Reitmanualen und Reitinstruktionstafeln sowie Berichten über die Reitkünste, aber auch über Reitunfälle ergibt eine spannende Gemengelage, die zwar als integraler Bestandteil der politischen Ikonographie der Frühen Neuzeit betrachtet werden muss, gleichzeitig darüber hinausreicht in die Welt der Eventualitäten des Stürzens und allenfalls – so wäre noch zu untersuchen – des politischen Sturzes. Die Übertragbarkeit von Reit- auf Regierungskünste ist zumindest eines der Grundmotive frühneuzeitlicher Reittraktate. So erstaunt es nicht, dass der heutige Manager seinen etymologischen Ursprung im Manègereiten des 16. Jahrhundert hat (Edwards 2011: 10).

— Christina von Schweden verstand es also, sich nicht nur als Königin, sondern als Herrscherfigur in einem intermedial angelegten Konglomerat von Repräsentation, Praxiskompetenz und Medienwissen einen distinkten Herrschaftsanspruch zu schaffen. Ihr Reiterporträt sollte sie nicht nur in eine Tradition zu ihrem eigenen Herrscherhaus stellen, sondern ermöglichte als Distanzmedium eine Querverbindung zur europäischen Adelskultur, die sich in besonderer Weise als Reitkultur verstand. In dieser *culture équestre* fanden die politischen Balanceakte in der Figur der Levade eine

Entsprechung: Als Ausdruck eines diffizilen Kräfteverhältnisses, in dem Perfektion und Kontingenz verkörpert waren. Im Erfolg des levadischen Schwebens, so führt es uns der kentaaurische Pakt des frühneuzeitlichen Adels vor Augen, wird Scheitern gleichsam im doppelten Sinne aufgehoben und muss doch als flüchtige Figur immer wieder von Neuem vollführt werden. Vor dem Hintergrund von Christinas späterem Verzicht auf ihre Herrschaft entpuppt sich gerade ihre Levade als zugleich fragil – denn im Anspruch gescheitert – und in der Repräsentation trotzdem zeitlos überhöht.

// **Abbildungsnachweis**

Abb. 1: Sébastien Bourdon, *Cristina de Suecia a caballo*, 1653–1654, Öl auf Leinwand, 340,5x303 cm, Museo Nacional del Prado, Madrid.

Abb. 2: Antoine de Pluvinel, *L'instruction du roy, en l'exercice de monter à cheval*, Jan Schipper: Amsterdam 1666, S. 13A.

// **Literatur**

Baumgärtel, Bettina (2002): *Is the King Genderless? The Staging of the Female Regent as Minerva Pacifera*. In: *Ausst.-Kat. Women Who Ruled. Queens, Goddesses, Amazons in Renaissance and Baroque Art*, The University of Michigan Museum of Art. Dixon, Annette (Hg.), London, Merrell, S. 96–117.

Bayreuther, Magdalena (2014): *Pferde und Fürsten. Repräsentative Reitkunst und Pferdehaltung an fränkischen Höfen (1600-1800)*. Würzburg, Ergon Verlag.

Buckley, Veronica (2004): *Christina Queen of Sweden*. London/New York, Fourth Estate.

Cavalli-Björkman, Görel (1997): *Christina Portraits*. In: Rodén, Marie-Louise (Hg.), *Politics and Culture in the Age of Christina*. Stockholm, Suecoromana IV, 93–105.

Chalmers Roderick / Chaloner, Edmund (2009): *500 years later: Henry VIII, leg ulcers and the course of history*. In: *Journal of the Royal Society of Medicine* Jg. 2009, H. 102 S. 513–517.

Cruz, Anne J. / Suzuki, Mihoko (Hg.) (2009): *The Rule of Women in Early Modern Europe*. Urbana, University of Illinois Press.

Cuneo, Pia (2011): *Visual Aids. Equestrian iconography and the training of horse, rider and reader*. In: Edwards, Peter (Hg.), *The horse as cultural icon. The real and the symbolic horse in the early modern world*. Leiden, Brill, S. 71–96.

Danielsson, Arne (1989): *Sébastien Bourdon's equestrian portrait of Queen Christina of Sweden – addressed to „His Catholic Majesty“ Philipp IV*. In: *Konsthistorisk tidskrift* Jg. 58, H. 3 S. 95–108.

Earenfight, Theresa (Hg.) (2005): *Queenship and Political Power in Medieval and Early Modern Spain*. Aldershot, Ashgate.

Edwards, Peter / Graham, Elspeth (2011): *Introduction: The Horse as Cultural Icon*. In: Ders. (Hg.), *The Horse as Cultural Icon. The Real and the Symbolic Horse in the Early Modern World*. Leiden, Brill, S. 1–33.

Emich, Birgit (2008): *Bildlichkeit und Intermedialität in der Frühen Neuzeit. Eine interdisziplinäre Spurensuche*. In: *Zeitschrift für Historische Forschung* Jg. 351, H. 1 S. 31–56.

Evans, Michael (2003): *The death of kings. Royal deaths in medieval England*. London, Hambledon.

Fallows, Noel (2010): *Jousting in Medieval and Renaissance Iberia. Armour and weapons*. Woodbridge, Boydell Press.

Furdell, Elizabeth Lane (2001): *The Royal Doctors, 1485–1714. Medical Personnel at the Tudor and Stuart Courts*, Rochester, University of Rochester Press.

Gennero, Mario (Hg.) (2010): *Federico Grisone e l'Arte equestre del Cinquecento*. Unter Mitarbeit von Venaria Reale, La Fondazione Centro Internazionale del Cavallo, Turin, Equilibri.

Grönhammar, Ann/Nestor, Sofia (2007): *The Royal Armoury in the cellar vaults of the Royal Palace, Stockholm*, Livrustkammaren.

Hartmann, Anja Victorine (2003): *Zwischen Geschlechterordnung und politischer Ordnung. Herrscherinnen und Regentinnen in der Frühen Neuzeit*. In: Asch, Ronald G. u.a.

- (Hg.), *Die frühneuzeitliche Monarchie und ihr Erbe. Festschrift für Heinz Durchhardt zum 60. Geburtstag*. New York/München/Berlin, Waxmann, S.135–152.
- Jansen, Sharon L. (2002):** *The Monstrous Regiment of Women. Female Rulers in Early Modern Europe*, New York, Palgrave Macmillan.
- Koselleck, Reinhart (2003):** *Der Unbekannte Soldat als Nationalsymbol im Blick auf Reiterdenkmale*. In: Kemp, Wolfgang u.a. (Hg.), *Vorträge aus dem Warburg-Haus*, Bd. 7, Berlin, Akademie Verlag S. 137–166.
- Lipscomb, Suzannah (2009):** *1536. The year that changed Henry VIII*, Oxford, Lion Hudson.
- Lockhard, Paul Douglas (2004):** *Sweden in the Seventeenth Century*. New York, Palgrave Macmillan.
- Lucca, Valeria de (2011):** *Strategies of women patrons of music and theatre in Rome: Maria Mancini Colonna, Queen Christina of Sweden, and women of their circles*. In: *Renaissance Studies* Jg. 25, H. 3 S. 374–392.
- Pluvinel, Antoine de (1629):** *L'instruction du Roy en l'exercice de monter à cheval*. Paris: Crispin de Pas d.Ä..
- Popp, Nathan Alan (2010):** *Beneath the Surface. The Portraiture and Visual Rhetoric of Sweden's Queen Christina*, unveröff. Masterarbeit, Iowa, University of Iowa.
- Rabb, Theodore K. (1997):** *Politics and the Arts in the Age of Christina*. In: Rodén, Marie-Louise (Hg.), *Politics and Culture in the Age of Christin*, Stockholm, Suecoromana IV. S. 9–22.
- Raymond, Jean-François de (1994):** *Christine de Suède: Apologies*. Paris, Les Editions de Cerf.
- Roche, Daniel (2011):** *La gloire et la puissance. Histoire de la culture équestre XVIIe-XIXe siècle*, Paris, Fayard.
- San Juan, Rose Marie (1993):** *The Queen's Body and Its Slipping Mask. Contesting Portraits of Queen Christina of Sweden*. In: Neuman, Shirley/Stephenson, Glennis (Hg.), *Reimagining Women: Representations of Women in Culture*. Totonto, University of Totonto Press, S. 19–44.
- Schiebinger, Londa (1989):** *The Mind Has No Sex? Women in the Origins of Modern Science*. Cambridge, Massachusetts, Harvard University Press.
- Schulte, Regina (2006):** *Introduction*. In: Dies. (Hg.), *The Body of the Queen. Gender and Rule in the Courtly World, 1500-2000*. New York, Berghahn Books, S. 1–15.
- Tucker, Treva T. (2005):** *Early Modern French Noble Identity and the Equestrian 'Airs above the Ground'*. In: Raber, Karen (Hg.), *The Culture of the Horse. Status, Discipline, and Identity in the Early Modern World*. New York, Palgrave Macmillan, S. 273–309.
- Ulbrich, Claudia (2011):** *Ständische Ungleichheit und Geschlechterforschung*. In: Füssel, Marian/Weller, Thomas (Hg.), *Soziale Ungleichheit und ständische Gesellschaft. Theorien und Debatten in der Frühneuezeitforschung*. Frankfurt a.M., Vittorio Klostermann, S. 85–104.
- Wåghäll Nivre, Elisabeth (2009):** *Writing Life – Writing News: Representations of Queen Christina of Sweden in Early Modern Literature*. In: *Renaissance Studies* Jg. 23, H. 2, S. 221–239.
- Zemon Davis, Nathalie (1994):** *Frauen, Politik und Macht*. In: Duby, Georges/Perrot, Michelle (Hg.), *Geschichte der Frauen*. Bd. 3: *Frühe Neuzeit*, hg. von Farge, Arlette/Dies.. Frankfurt a. M./New York, Campus, S. 189–207.
- Zirpolo, Lilian H. (2005):** *Christina of Sweden's Patronage of Bernini. The Mirror of Truth Revealed by Time*. In: *Woman's Art Journal* 26, S. 38–43.
- Zitzlsperger, Philipp (2013):** *Distanz und Präsenz. Das Porträt in der Frühneuezeit zwischen Repräsentation und Realpräsenz*. In: Hengerer, Mark (Hg.), *Abwesenheit beobachten. Zu Kommunikation auf Distanz in der Frühen Neuzeit*. Wien/Berlin, LIT Verlag, S. 41–78.

// Angaben zur Autorin

Isabelle Schürch, Dr. des., ist seit April 2015 wissenschaftliche Mitarbeiter am Lehrstuhl von Prof. Dr. Rudolf Schlögl in Konstanz (Reinhart Koselleck-Projekt *Vergesellschaftung unter Anwesenden und ihre Transformation. Eine Gesellschaftsgeschichte und Theorie der europäischen Neuzeit*). Ihre Forschungsschwerpunkte sind *Medialitäts- und Schriftlichkeitsgeschichte des Mittelalters und Mensch-Tier-Geschichte der Vormoderne*. Ihr aktuelles Postdoc-Projekt läuft unter dem Arbeitstitel *Tierische (Re-)Conquistadoren? Pferde im spätmittelalterlichen Spanien und der Neuen Welt als geschichtswissenschaftliche Herausforderung*. // isabelle.schuerch@uni-konstanz.de

// FKW WIRD GEFÖRDERT DURCH DAS MARIANN STEEGMANN INSTITUT UND DAS INSTITUTE FOR CULTURAL STUDIES IN THE ARTS DER ZÜRCHER HOCHSCHULE DER KÜNSTE
// REDAKTION // SIGRID ADORF / KERSTIN BRANDES / SILKE BÜTTNER / MAIKE CHRISTADLER / HILDEGARD FRÜBIS / EDITH FUTSCHER / KATHRIN HEINZ / ANJA HERRMANN / KRISTINA PIA HOFER / MARIANNE KOOS / KEA WIENAND / ANJA ZIMMERMANN // WWW.FKW-JOURNAL.DE

BLASENSCHIEBEN
BETTINA VAN HAARENS EDITION FÜR FWK 60



// BETTINA VAN HAAREN,
BLASENSCHIEBEN, LINOLSCHNITT AUF ZERKALL-BÜTTEN,
61 X 43,5 CM, 2015, 20ER AUFLAGE, €320,-- PRO BLATT

ZU BESTELLEN BEI: BETTINA.VAN-HAAREN@GMX.DE
WEITERE INFOS: WWW.BETTINA-VAN-HAAREN.DE

099

BLASEN ZUM SPRECHEN BRINGEN. ZUR EDITION VON BETTINA VAN HAAREN

— Ein Frauenkopf mit geschlossenen Augen und Hände, die vielleicht etwas halten. Dazwischen das Etwas: Blasen. Sie kommen aus dem Mund, dehnen sich aus, nehmen Formen an, vervielfältigen sich, schieben sich in eine Ordnung – oder vielleicht eher in ein System? Die Blasen liegen auf den Händen auf – oder halten die Hände sie? Die Blasen formen aber auch die Umrisse des Gesichts und vielleicht formen sie auch die Andeutung eines Körpers? Oder vielleicht des Inneren eines Körpers? Ja, die Blasen werden zu Rippen und die Frau ist dabei, ihre eigenen Rippen zu essen. Nein, der Mund der Frau speit das Etwas aus, die Augen sind geschlossen vom Würgereiz und die Hände liegen zitternd auf dem Magen, der all dieses Etwas hinausgeworfen hat. Aber wer weiß, vielleicht ist das, was gerade noch eine zähe Masse zu sein schien, doch nur sichtbar gemachter Atem, Atemblasen, die zugleich Traumblasen sind und von den sie haltenden Händen gleich wie Tonkörper zum Klingen gebracht werden. Aus der Anbindung an den Körper befreien sich die Blasen aber auch und erhalten eine visuelle Eigen- dynamik: sie bekommen Gesichter, werden zu Tierköpfen, Federn oder Blättern.

Innen und Außen, das Für und Wider, Ekel und Lust, die Gegensätze gehen fließend ineinander über, all diese Spannungen liegen in derselben Linie, die alle Teile und alle Bedeutungen umreißt und aufs Papier bannt. Die Linie ist gebunden in ihrer Aufgabe, Form zu geben, aber sie ist frei im Spiel mit der Wahrnehmung. Die Linie ist in diesem Schnitt von Bettina van Haaren in ihrem ureigensten Element: sie ist der Rohstoff der Kommunikation. Und so werden die hin und her geschobenen Blasen zu den Blasen, die in unserer Kultur prototypisch für das Mitteilen geworden sind: Sprechblasen. „Spliff“, „womm“, „pengpeng“ – Sprechblasen sind keineswegs darauf beschränkt, in gewöhnlicher Sprache zu kommunizieren. Sie dienen dem Fluchen (was sich in verschiedensten Zeichensystemen ausdrücken kann) ebenso wie dem Transport



von Ärger (die Blasen sind z.B. grün), oder auch dem ooooo Denken. In Comics sind Sprechblasen zugleich Textträger und Bildmedien, sie sind

Gestaltungselemente und eröffnen Imaginationshorizonte. Mit den Textblasen können Bildargumente unterstrichen – oder es kann ihnen widersprochen werden: In jedem Fall kommentieren

die Blasen, sie erweitern die Vieldeutigkeit der Bilder und sie sind integraler Bestandteil der Konstruktion von Ernst und Witz. Bettina van Haarens Blasen haben die außergewöhnliche Fähigkeit, all diese Sprech- und Bedeutungs-Kompetenzen auf einmal zu besitzen, sie zu transzendieren, zu transformieren und in Imagination zu verwandeln. Denn in die Betrachtung der Blasenschieberin schleichen sich unsere Reaktionen auf das Gesehene als Teil desselben ein. Und so kommunizieren die Blasen Ohnmacht, Erstickung, Würgen, Angst – aber auch lustvolles Spiel, körperliches Sein und Spaß am Bildwitz. Und es ist diese Offenheit, die eine hermeneutische ist, aber auch eine affektive, die ein Versprechen bereit stellt – aber zugleich riskant ist.

— Sie verspricht ihren Betrachtern, sie an der Bedeutungsfindung zu beteiligen, ihnen einen Platz im System des Blasenschiebens zu lassen, ihre Wünsche, Vorstellungen und ihr Wissen zu berücksichtigen in der Dreiecksbeziehung, die sich zwischen der Blasenschieberin, der Künstlerin und den Betrachtern ergibt. Aber die Kehrseite des Versprechens ist das Risiko, wunderbar verbildlicht in der Blase, die uns als schillernde Seifenblase lockt, sie anfassen zu wollen – und dann zerplatzt. Wird die Kommunikation zwischen den Beteiligten funktionieren? Werden die Erwartungen, die im Versprechen liegen, erfüllt? Die Furcht, die in diesen Fragen steckt, erfüllt sowohl die Produzenten als auch die Rezipienten von Kunst, denn beide Seiten könnten den Ansprüchen nicht genügen. Und doch ist das Scheitern ein Prozess, der gemeinhin den *Künstlern* zugeschrieben wird.

SCHIEDERN ALS THEMA IN DER KUNST/GESCHICHTE —

Schon in Vasaris Viten scheitern Francesco Francia an seiner künstlerischen Unvollkommenheit und Andrea Castagno an seinem cholerischen Temperament – womit die Möglichkeit des Scheiterns schon in die ersten ‚modernen‘ Erzählungen von Künstlerviten eingeschrieben ist, und die später im Genie-Kult entwickelte Verbindung von überirdischem Talent mit Wahn und die daraus folgende (Selbst)Zerstörung vorweg nimmt (Krieger 2007, Christadler 2006). Die Biographien des 19. und 20. Jhs sind entsprechend voller gescheiterter Künstler-Existenzen: Courbet stirbt im finanziellen Ruin, van Gogh und Ernst Ludwig Kirchner scheitern an ihrer Depression – und am Unverständnis der Welt. In der zeitgenössischen Kunst nutzt Tracey Emin ein selbstgeschriebenes Scheitern, um einen Neueinstieg in die Kunst zu wagen – ein Terminus, den Samuel Beckett auf die Figur des Künstlers

zugespitzt hat: „Künstler sein heisst scheitern, wie kein anderer zu scheitern wagt.“ Im Wagnis hebt Beckett mehrerlei Bedeutungen auf: die Suche, den Mut, die Lust und die Welt, in der gewagt und gescheitert wird. Die Referenz des Vergleichs und der Verankerung in der Welt ist in Becketts zweitem, immer wieder wiederholten, Aphorismus sehr viel singulärer in die KünstlerIn verschoben: „Alles seit je. Nie was anderes. Immer versucht. Immer gescheitert. Einerlei. Wieder versuchen. Wieder scheitern. Besser scheitern.“ Mühe, Vergeblichkeit, Aufforderung und Zwanghaftigkeit werden ebenso deutlich wie Energie und Begehren aus der Perspektive des Künstlers formuliert. Das Scheitern ist hier zunächst ein innerlicher Prozess, der durch das Zurückblicken eine Selbstreflexion ermöglicht, die aber mit einer Form von potentieller Schuldhaftigkeit/Selbstzweifel verbunden wird (Genazino 2013: 12). Dieser Moment des Selbstzweifels, der ja zugleich der Selbstfindung und damit der Identitätskonstruktion dient, hat seine Parallelen auch im christlichen Sündenbewusstsein, das seine Ent-Schuldigung vor Gott anstrebt (Kamm 2011). Vor der Erlösung (oder auch der Verdammnis) liegt aber die Selbstentblößung des Sünders, seine *confessio*. Und in ganz ähnlicher Weise (wie ja auch Foucault für das Geständnis gezeigt hat), wird auch das Scheitern – das Strafe oder Erlösung nach sich zieht – zu einem Teil der Selbstdarstellung. D.h. Scheitern ist immer zugleich ein Akt der Identitätskonstruktion und seine Zurschaustellung. Als Thema der Kunst setzt die Bearbeitung des Scheiterns damit eine Produktivität frei, die zwischen KünstlerIn und Betrachter zu verorten ist: Denn Künstler, so Wilhelm Genazino, sind „Vorturner des Scheiterns“ (Genazino 2013: 11), was ihren Betrachtern Mut machen kann, auch auf die eigene unzulängliche Existenz zu blicken.

— Nicht zuletzt deshalb fördert der Ausstellungsbetrieb diese, um die Figur des Künstlers kreisende, Konfessions-Lust und -Angst und nimmt sie zusammen mit ihrem Spiel der Selbstdarstellung gerne auf; und im Sog des Scheiterns entstehen Ausstellungen mit Titeln wie „Besser scheitern“ (Gassner/Kölle 2013) oder „The Art of Failure / Schöner Scheitern“ (Schaschel/Spinelli 2009), in denen das Scheitern als doppeltes Versprechen etabliert wird: Der künstlerische Selbstzweifel wird zum Kunstwerk erhoben und die Betrachter erhoffen sich eine empathisch-voyeuristische Genugtuung beim Blick auf das Scheitern der Anderen, das sich zunächst schützend vor die eigene Fragilität zu stellen scheint. Aus dieser Konstellation entsteht die „Art of Failure“, die KünstlerInnen

nutzen, um sich von der „idealischen Verantwortung“ zu entbinden und das „polemische Potenzial“ des Scheiterns – auch spielerisch – zu erkunden (Müller 2009: 11). Und hier wird das künstlerische Scheitern ein weiteres Mal produktiv: In den Medien der Kunst kann das Scheitern beobachtet, untersucht, bearbeitet – und entschärft werden. Es wird in Imaginationen verwandelt, die eine sprachlose Angst mithilfe von imaginären Bildern fassbar werden lassen und sie so zu überwinden helfen. Aber auch das fassbare Scheitern bleibt prekär. Vielleicht ist es in der Kunst lautstark, ostentativ und bunt, weil es der Versuch ist, die Bedrohung durch Versagen, Misserfolg, Unverständnis, Ideenlosigkeit zu beschwören und im *Diskurs* um das Scheitern sein (tatsächliches) Risiko zu minimieren.

— Denn das Risiko zu scheitern, führt uns in eindringlich-unaufdringlicher Weise die Blasenschieberin vor, deren Scheitern-Schreie von den Körper-Ekel-Blasen erstickt zu werden drohen. Aber auch hier liegt in der Kunst die Rettung, denn die Blasen haben sich als Kommunikationsblasen schon an die Imaginationen ihrer Betrachter gewandt, wo sie sich auf wunderbare Weise in ein waberndes Amalgam verwandeln, aus dem Bedeutung, Bildwitz und Begehren (nach mehr Blasen!) entsteht. Es ist die Diskursivierung des Scheiterns, die künstlerische Schöpfungen mit Imaginationen auflädt und sie produktiv macht. Letztlich bleiben aber die im (imaginären) Scheitern geschaffenen Identitäten von *KünstlerIn* und *KritikerIn* in den diskursiven Verstrickungen eben dieses Scheiterns fragil – wie die Blasen, die wie Seifenblasen platzen können.

// Literatur

Christadler, Maike (2006): Kreativität und Genie – Legenden der Kunstgeschichte, in: Anja Zimmermann (Hg.), *Kunstgeschichte und Gender: eine Einführung*, Berlin, Reimer, S. 253-272

Gassner, Hubertus / Kölle, Brigitte (2013) (Hg.): *Besser Scheitern*, Ausst.Kat. Hamburger Kunsthalle

Genazino, Wilhelm (2013): Omnipotenz und Einfalt. Über das Scheitern, in: Gassner / Kölle (Hg.), *Besser Scheitern*, Ausst.Kat. Hamburger Kunsthalle

Kamann, Matthias (2011): Ich zweifle, also bin ich, *Die Welt*, 29.10.2011, http://www.welt.de/print/die_welt/debatte/article13686960/Ich-zweifle-also-bin-ich.html (zuletzt besucht: 16.5.2016)

Krieger, Verena (2007): Was ist ein Künstler? Genie – Heilsbringer – Antikünstler. Eine Ideengeschichte des Schöpferischen, Köln, Deubner

Müller, Hans-Joachim (2009): Scheitern als schöne Kunst betrachtet, in: Schaschel/Spinelli (Hg.), *Schöner scheitern*, Ausst. Kat. Kunsthaus Baselland, Basel, Christoph Merian

Schaschel, Sabine / Spinelli, Claudia (2009) (Hg.): *The Art of Failure /Schöner scheitern*, Ausst. Kat. Kunsthaus Baselland, Basel, Christoph Merian

// Angaben zur Autorin

Maïke Christadler hat Kunstgeschichte und Italienisch in Tübingen, Pisa und Hamburg studiert, als Restauratorin und im Museum gearbeitet, war als Assistentin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Departement Geschichte der Uni Basel tätig. Sie hat zu Kunsttheorie und Gender in der italienischen Renaissance, zum Bilddiskurs der europäischen Expansion und zu anatomischen Bildern geforscht; sie ist Mitherausgeberin von FKW. Zur Zeit arbeitet sie an einem Projekt zur Medialität von Gewalt und Moral im Oeuvre von Urs Graf.

// FKW WIRD GEFÖRDERT DURCH DAS MARIANN STEEGMANN INSTITUT UND DAS INSTITUTE FOR CULTURAL STUDIES IN THE ARTS DER ZÜRCHER HOCHSCHULE DER KÜNSTE
// REDAKTION // SIGRID ADORF / KERSTIN BRANDES / SILKE BÜTTNER / MAIKE CHRISTADLER / HILDEGARD FRÜBIS / EDITH FUTSCHER / KATHRIN HEINZ / ANJA HERRMANN / KRISTINA PIA HOFER / MARIANNE KOOS / KEA WIENAND / ANJA ZIMMERMANN // WWW.FKW-JOURNAL.DE